

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 186.

Montag, den 12. August 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Der Streit um die Beute.

In Moskau wurde vor einigen Tagen der Kongress der Monarchisten, an dem die echt russischen Leute und die übrigen monarchistischen Organisationen teilgenommen hatten, geschlossen. Seine Resolutionen belehren uns besser als weitläufige Schilderungen über den Geist der Leute, die sich nach dem Staatsstreich und der Wahlreform Stolypins als Herren Russlands fühlen. An die Spitze ihrer Beschlüsse stellen die Staatsretter der Rechten die völlige Abgabe an die „Gemäßigten“: mit dem Verband des 17. Oktober, mit der Partei der Rechtsordnung und mit den anderen konstitutionellen Parteien wollen sie in keine, sei es zeitweilige, sei es dauernde, Verbindung treten. Gegen die Parteien der Linken aber sind schärfere Maßnahmen zu ergreifen. Die Monarchisten werden mit aller Entschiedenheit bei der Regierung dafür eintreten, daß sämtliche Mitglieder der nicht „legalisierten“ Parteien (zu denen auch die Kadetten gehören) aus dem Staatsdienst entfernt werden. Desgleichen hat der heilige Synod strenge und genaue Bestimmungen über das Verhalten der Geistlichen in der Duma erlassen. Die Immunität darf vor der geistlichen Obergewalt nicht schützen. Auch solche Priester verdienen entfernt zu werden, „die offen oder heimlich der gesunden Richtung des Handelns und Denkens, die begründet ist auf den Prinzipien des Bundes der echt russischen Leute, entgegenarbeiten.“ Das Wahlsprogramm bildet die Ergänzung zu diesen „leitenden Grundsätzen“ der monarchistischen Parteien. „Wir stehen ein“, heißt es da, „für den heiligen orthodoxen Glauben, für die Freiheit des selbstherrschenden, unumschränkten Zaren und für das Erstgeburtsrecht und die Hegemonie des russischen Volkes in Russland.“ Eine strenge Kontrolle der Beamten wird gefordert, aber nicht durch die Duma, sondern durch den Kaiser, Zuteilung des Landes an die landarmen Bauern, aber ohne das Prinzip des Privateigentums anzutasten, und endlich und vor allem erbarmungslose Verfolgung der politischen Vergehen. Soll doch auch die Kirche nach dem Wunsche der russischen Leute die Gebetsformel: „Für die rechtgläubigen Soldaten, die auf dem Felde der Ehre gefallen sind“ durch die Worte ergänzen: „Und für alle wahren Diener des Zaren, die im Dienste der Kirche, des Zaren und des Vaterlandes vom revolutionären Haufen ermordet worden sind.“

Jedes Wort verrät die diktatorische Sprache der Triumpatoren. Die äußerste Rechte nimmt den ganzen Ertrag des über die Duma gewonnenen Sieges in Anspruch und kühn gemacht durch das freundliche Entgegenkommen des Zaren, den man mit Recht das Oberhaupt der Chuligane nennt, arbeiten sie nun durch Quertreibereien und durch offene Angriffe in der Presse daran, Leuten von „echt russischer“ Art den Weg zur Regierung zu öffnen. Stolypin, der Mann des Staatsstreiches, ist ihnen noch immer zu freigeitlich, ja, sie sind nicht weit davon entfernt, ihn für einen Revolutionär zu erklären, weil er als gewiegter Politiker wohl weiß, daß man nach den Grundsätzen der „Umstürzler der Rechten“ ein großes Land nicht regieren kann. Dabei führen die Organe der reaktionären Heißsporne eine für russische Verhältnisse außerordentlich scharfe Sprache. Wenn sie den Redakteuren der linksstehenden Blätter in kaum verhüllten Worten mit Rache und den gemäßigten Blättern mit einer fühlbaren Auseinandersetzung drohen, so sprechen die Herren Bulazel und Dobrowin die Regierung mit den Worten an: „Nun, ihr Herren konstitutionellen Minister, man wird euch scharf zur Rechenschaft ziehen. Man wird euch allen Hohn und alle Leiden, die ihr über die russischen Leute verhängt habt, wohl gedenken.“ In der „Ruskoje Snamja“, dem führenden Organ der äußersten Rechten, wird seit einigen Tagen eine förmliche Hege gegen Stolypin veranstaltet. Eine Abordnung des Bundes wollte beim Zaren Audienz nehmen, um ihm den Segen des Patriarchen von Jerusalem zu überbringen. Aber statt der vierzehn Leute, die die echt russischen Leute als Delegierte erwählt hatten, bestimmte Stolypin für die Audienz bloß acht, darunter den Metropolitan Antonin, der gar nicht zum Verband gehört, und sechs, von denen man wußte, daß sie in Moskau beim Kongress sind. Während darüber, verzichteten die russischen Leute auf die Audienz und bringen jetzt täglich an der Spitze ihres Blattes Notizen und Artikel, in denen die Schandtat des Ministers mit allen Daten genau dargelegt wird. Zum Schluß eines solchen Artikels heißt es: „Warum wollte Stolypin die Aktion des Verbandes zunichte machen? Was der Ministerpräsident mit einem solchen Vorgehen bezweckt, ist nur zu klar. Die Bevollmächtigten des Verbandes hätten vor dem Throne Reden geführt, aus denen der Kaiser die volle bittere Wahrheit entnommen hätte;

jene Wahrheit, die vor ihm offenbar nach „konstitutioneller Manier“ verborgen wird. Es paßt Herrn Stolypin nicht, dem Herrscher den wahren Stand der Dinge zu verraten, deshalb war er willens, die Deputation zum Gespött zu machen.“ Der Artikel ist in der Form eines Aufrufs gebracht und trägt in fetten Lettern die Überschrift: „Heiliges, rechtgläubiges Rußland! Und dein Führer — der rechtgläubige russische Zar. Der Segensspruch des rechtgläubigen Patriarchen von Jerusalem war ihm heilig wie er dir ist und er wartete des Segens, indem er zum Empfang der Deputation den 31. Juli bestimmt hatte. Aber die Deputation kam nicht!“

Mit dem heiligen Segensspruch war indes, wie man sieht, der Inhalt der Audienz nicht erschöpft. Ihr eigentlicher Sinn und Zweck lag in den „Reden der Deputierten“, über deren Absicht uns denn die „Snamja“ auch manches mitteilt. Nach ihrer Interpretation sollten die „Reden“ eine förmliche Anklage gegen den Minister Stolypin enthalten. Die Hauptpunkte der Anklage sind: 1. Der Minister hat dargelegt und hartnäckig daran festgehalten, daß die Duma nicht aufgelöst werden solle. 2. Er hat die Duma, Alexinsky und Genossen über die Grenzen entweichen lassen. 3. Er wußte nichts davon, daß ein Attentat gegen den Kaiser im Werke war. Die Verschwörung wurde nur durch einen Zufall entdeckt, und um seine Unwissenheit zu verhüllen, „entdeckte“ er gleichzeitig eine gegen sich selbst gerichtete Verschwörung. 4. Er ließ die „Wjestsche“ (ein Moskauer echt russisches Heftblatt) mit Strafe belegen und schickte den Herrn Dlowennikow ins Irrenhaus, um den Prozeß wegen des Attentats auf Grafen Launig zu vertuschen. 5. Wahrscheinlich würde man sich auch beklagt haben, daß Stolypin der Forderung, Topolew auf freien Fuß zu setzen (er ist des Mordes an Herzogin angeklagt), nicht willfährig ist. Solche Anzuspaltungen sind selbst den loyalen und gemäßigten Blättern zu arg. Das erzkonserervative „Slowo“, nennt den Ton dieser Auslassungen „dreist, anmaßend, unziemlich im Verkehr mit der Krone,“ wirft dem offiziellen Organ vor, daß es diesen offenen Angriffen nicht offen entgegengetrete. „Wenn eine solche revolutionäre Partei offen den Kampf führt gegen die bestehende Staatsordnung, wenn Zugehörige dieser Partei Staatsstellungen einnehmen, ohne entfernt zu werden, wem sollen da nicht Zweifel an dem Bestand der Konstitution erwachsen?“ Noch kräftigere Töne schlägt der alte Sumorin in der „Nowoje Wremja“ an. Dieser alte Vorkämpfer des konservativen Gedankens wendet sich gegen die Exaltados der Reaktion, er nennt ihr Vorgehen schlicht und kernig „Schweineerei“ und fragt Herrn Dobrowin, der über die scharfe Bewachung der Villa Stolypins spottet, ob er etwa die Absicht habe, durch einen Handstreich sich in den Besitz der Gewalt zu setzen.

Dieser Streit im Lager der Rechten, so reich an komischen Episoden, tritt als neue Erscheinung hervor und bildet die eigentliche Signatur der Lage. Wohl bestand seit jeher zwischen den einzelnen Fraktionen der Rechten ein deutlich betonter Unterschied. Der Oktoberist, der „mit Bedauern die Notwendigkeit reaktionärer Maßnahmen der Regierung zur Abwehr der Revolution“ zugab, und der echt russische Mann, der derselben Regierung um derselben Handlungen willen sträfliche Schwäche vorwarf, waren im Denken weit getrennt. Aber alle vereinigte der gemeinsame Kampf gegen die Mehrheit der Linken. Sie stellten sozusagen die legalisierte öffentliche Meinung dar, auf sie stützte sich die Regierung, mit ihnen verband sie das gemeinsame Gefühl des Patriotismus und der gemeinsame Haß gegen die fremden Nationalitäten. Auch der 16. Juni (der Tag des Staatsstreiches) war für alle ein Tag des Triumphes. Die Bulazel und Genossen feierten ihn mit Champagnergelage, die Oktoberisten sprachen in ihrer Resolution von „tiefem Leide“; doch von der Notwendigkeit und den segensreichen Wirkungen des Staatsstreiches sprachen alle wie aus einem Munde. Und die Wahlreform, die die Wählerreihen der Linken dezimiert, löste im Lager der Rechten einen förmlichen Jubel aus. Aber kaum waren nun einige Wochen ins Land gegangen, so begann der Streit, der Kampf um die Beute. In diesem Haber der rechtsstehenden Parteien untereinander erklang der Ton bald so kräftig, wie kaum jemals in der Polemik mit den Kadetten oder mit den Sozialisten. „Seht euch doch“, ruft die monarchistische „Moskowija Wjedomosti“, „diese Oktoberisten, diese kleinlichen, knickrigen Spieler an, die keinen Einsatz daran wagen und doch alles gewinnen wollen. Überall schmeicheln sie sich an, bald an diesen, bald an jenen. Ihre Eier, ihre Feigheit, ihre niedrige Gesinnung... und so fort.“ Noch höher läßt die „Ruskoje Snamja“ den Ton erschallen. Ihr Lauer, der ausgespien werden soll, ist eben Stolypin, in dem sie das Haupt der Gemäßigten sieht: „Die Namen Stolypin, Arbusow, Sachtjoglowskij, Kaufmann und die anderen Mitarbeiter Stolypins, schreibt das Blatt, sind dem ganzen russischen Volke ein Gegenstand des Hasses geworden. Dennoch weichen

diese Herrschaften, die eine erstaunliche Machtgier erfüllt, nicht vom Plage und achten nicht des Mißtrauens, mit dem Millionen Menschen sie verfolgen... Weicht von euren Sitzen, ihr, die alle das böse Gewissen drückt.“

Aber auch in den Organen der Gemäßigten vernimmt man jetzt eine andere Sprache. So führt die „Nowoje Wremja“ aus, daß es gewiß nötig sei, die Revolution zu unterdrücken; doch selbst der große Napoleon habe die Ordnung nicht aufrichten können, ohne gewisse Forderungen des Volkes durch Reformen zu befriedigen. Die „Petersburger Wjedomosti“ verlangt „Bürgschaften der bürgerlichen Freiheit“, damit sich die Gesellschaft der Revolution erwehren könnte. Der Gegensatz, der hier zwischen den Gemäßigten und den Exaltados der Reaktion hervortritt, ist der Gegensatz zwischen dem nackten Absolutismus und dem Scheinkonstitutionalismus; ein Gegensatz, der sich zum Teil mit dem Widerspruch der Interessen zwischen den Junkern und dem Bürgertum deckt. Im Augenblick spitzt sich der Kampf im Ringen um die Regierungsmacht zu. Die echt russischen Leute, die sich am Hofe hoher Gunst und hoher Freunde erfreuen, rücken mit den schwersten Waffen zum Angriff vor. Vielleicht werden schon die nächsten Wochen entscheiden, ob Stolypin freie Hand gegen seine Freunde von gestern bekommt oder ob die Schlammflut der dunkelsten Reaktion den „konstitutionellen“ Minister wegschwemmt.

Die Internationale.

V.
Aus Großbritannien
berichtet weiter die „Gesellschaft der Fabier“ (Fabian Society):

Unsere alte, wenn auch unvollkommene politische Freiheit und die frühzeitige Entwicklung des modernen Industrialismus in unserem Lande haben die Entstehung reiner Klassenorganisationen der Arbeiter hervorgerufen, insbesondere die Genossenschaften (Cooperative-Gesellschaften) und die Trade Unions (Gewerkschaften), und für diese letzteren sogar den Erwerb einer gewissen direkten politischen Macht durch den Eintritt ihrer Führer ins Parlament. Diese Organisationen hatten eine bedeutende Entwicklung erreicht, bevor die aus Deutschland gekommenen Ideen des modernen Sozialismus hatten in die Köpfe der Führer der Arbeiterklasse eindringen können, die, nebenbei gesagt, seit dem Scheitern der Owen'schen Experimente, vollständig in die Reaktion zurückgefallen waren. Während also auf dem ganzen Kontinent die Arbeiterklasse durch den Sozialismus in die Politik eingeführt wurde und im Sozialismus ihren ersten politischen Ausdruck fand, stieß dieser in England — und stößt noch auf seine erbittertesten Gegner nicht nur unter den Kapitalisten und Aristokraten, sondern unter den Politikern der Arbeiterklasse, unter den Führern der reinen Arbeiterklassenorganisationen, die im höchsten Maße Klassenbewußtsein haben, aber deswegen keineswegs dem Sozialismus geneigt sind.

„Daher kommt es, daß die F. S. (Fabian Society), eine Gruppe von Sozialisten, die sich ursprünglich zu Zwecken der Ausbildung und der Propaganda vereinigt hatten, und die es bis auf den heutigen Tag ablehnt, eine ihre Mitglieder bindende politische Haltung einzunehmen, sich nicht nur seit ihrer Gründung im Jahre 1884 erhalten hat — und somit älter ist als die anderen rein sozialistischen Gruppen, die in England noch existieren —, sondern in diesen letzten Jahren ihre Mitgliederzahl, ihren Einfluß und ihre Tätigkeit rapide hat wachsen sehen...“

„Das große Werk der Gesellschaft war die Ausbildung zuerst ihrer Mitglieder, dann der übrigen. Sie ist überzeugt, daß der Sozialismus — wie es eines ihrer neuesten und am meisten bekannten Mitglieder kürzlich erklärte — weder vor 25 Jahren noch seitdem ein vollkommenes Evangelium offenbart worden ist. Der Sozialismus ist ein Glaube, der fortschreitet und wechselt. Er wechselt in dem Maße, wie wir klarer lernen, was getan werden muß, um unser Ziel zu erreichen; er schreitet fort in dem Maße, wie wir immer vollständiger das, was die ideale Gesellschaft wahrscheinlich werden wird, sowie die Änderungen, welche die von uns erstrebten ökonomischen Umwälzungen an der Gesellschaftsform hervorbringen werden, verwirklichen.“

„Die Geschichte und der Fortschritt des Sozialismus, soweit er in England durch die F. S. repräsentiert wird, ergeben sich demnach weit besser aus der schrittweisen Entwicklung der sozialistischen Ideen und dem Resultat der Anwendung des Sozialismus auf einzelne bestimmte Probleme, als aus Statistiken über die Zahl der Mitglieder oder über Wahlsiege.“

„An den politischen Kämpfen haben unsere Mitglieder im Rahmen anderer Parteien teilgenommen. Die F. S.

beteiligt sich im Jahre 1900 an der Gründung der Labour Party und zählt unter ihren Mitgliedern gegenwärtig den Vorsitzenden der Partei im Hause der Gemeinen, den Vorsitzenden des Exekutiv-Ausschusses und drei andere Mitglieder der Partei im Parlament, während vier als Liberale gewählte Abgeordnete ebenfalls in ihrer (der F. S.) Mitgliederliste verzeichnet sind.

„Weil sie keine politische Partei ist, kann die Fabier-Gesellschaft einen rein sozialistischen Standpunkt einnehmen bei der Kritik der anderen Parteien und bei ihren Versuchen zu Anwendungsvorschlägen. Sie braucht auf Wahlen keine Rücksicht zu nehmen und kann sich Zeit lassen zum Überlegen, bevor sie sich über Fragen der laufenden Politik ausspricht.“

Eigentümlich ist in der F. S. das Vorherrschende der Mittelklasse. Die Arbeiterklasse ist stets willkommen gewesen und ein gut Teil der Mitglieder besteht aus Führern der Trade-Unions und anderen Arbeitern. Aber die Führer, die Masse der Mitglieder und die Methoden sind stets der Mittelklasse entnommen worden und niemals hat man versucht, daran etwas zu ändern. Es ist in der Tat eine Organisation, die den Zweck hat, die Bildung und die Verwaltungskenntnisse der oberen Klassen dem Proletariat zur Verfügung zu stellen.

Die Mitgliederzahl der F. S. muß den großen Organisationen Frankreichs und Deutschlands lächerlich schwach erscheinen. Sie erklärt sich daraus, daß die F. S. nicht, wie andere Gruppen, auf die Werbung von Mitgliedern ausgeht. Nur wer aktiver Propagandist werden oder die F. S. direkt unterstützen will, kann Mitglied werden. Mit einem Wort, die F. S. arbeitet für den Sozialismus und nicht für die Vergrößerung der F. S. Sie gibt die Notwendigkeit zu, die kapitalistischen Regierungen dahin zu bringen, ihre (der F. S.) Maßregeln anzunehmen, bis zu dem Augenblick, wo im Parlament eine sozialistische Mehrheit vorhanden ist.

Von 730 im Jahre 1904 ist die Zahl der Mitglieder auf 1400 gestiegen und die Einnahmen von 1167 Pf. Sterl. (23 340 Mk.) auf 1320 Pf. Sterl. (26 400 Mk.)

Dieser Zuwachs stammt nicht allein aus London. Er ist besonders auffällig in mehreren Provinzstädten wie Glasgow und Manchester gewesen, und die wichtigste charakteristische Tatsache ist vielleicht die Ausbreitung der Bewegung in den Universitäten, deren Bevölkerung sich in England noch hauptsächlich aus den Söhnen und Töchtern der reichen aristokratischen Familien zusammensetzt. Da die F. S. sich hauptsächlich aus der Bourgeoisie rekrutiert, so legt sie großes Gewicht auf die Organisation der Mittelklassen und betrachtet deren Bekehrung und Mitarbeit als einen unerlässlichen Teil der sozialistischen Politik.

Der wichtigste Teil des Werkes der F. S. war und ist noch den theoretischen Sozialismus in praktische Gesetzesvorschläge oder Verwaltungsentwürfe umzusetzen, und sie bemüht sich, die Regierung, die gerade am Ruder ist, zu deren Annahme, oder die Opposition zu deren Vorlegung zu veranlassen. Die Arbeiten der F. S. stehen ebenso gut der konservativen Partei zu Diensten wie der liberalen und der Labour Party.

Es mag für den Kongreß von Interesse sein, daß Sidney Olivier, Mitglied der F. S., der auf dem Internationalen Kongreß zu Zürich Sekretär der britischen Sektion war und seit mehreren Jahren in der englischen sozialistischen Bewegung eine hervorragende Stelle einnahm, zum Gouverneur von Jamaika ernannt worden ist, d. h. zu einem der wichtigsten Ämter im Kolonialdienst, mit welchem Einkünfte verbunden sind, welche die der meisten englischen Minister übersteigen. . . .

Die „Arbeitspartei“ (Labour Party), „Komitee für die Vertretung der Arbeit“, berichtet:

„Seit dem Kongreß von Amsterdam, dem das Komitee für die Vertretung der Arbeit beizuhören, ist der Name der Organisation umgeändert worden in „Labour Party“.“

Eine Tabelle zeigt, daß seit der Gründung im Jahre 1900 die Zahl der beteiligten Gruppen und deren Mitglieder wie folgt gewechselt haben:

Trade-Unions gestiegen von	41 auf	174 Gruppen
Gewerkschafts-faktelle	353 070	974 504 Mitglieder
Sozialistische Vereine gefallen	7	83 Gruppen
Sozialistische Vereine gefallen	3	2
Insgesamt gestiegen	22 861	20 985 Mitglieder
Insgesamt gestiegen	375 931	997 665

„Da die Organisation ein Bund ist, so wird das Exekutivkomitee von den auf den jährlichen Kongressen vertretenen Sektionen ernannt und nicht von den Delegierten insgesamt gewählt. Die Partei steht sich zusammen aus Trade-Unions, sozialistischen Vereinen, lokalen Arbeitervereinen und Genossenschaften.“

Zur Wahl von 1900 stellte die Partei 15 Kandidaten auf, die insgesamt 62 698 Stimmen erhielten, aber nur 2 kamen ins Parlament. Durch Nachwahlen wurde diese Zahl verdoppelt. Zur allgemeinen Wahl von 1906 stellte die Partei 50 Kandidaten auf und erzielte insgesamt 323 195 Stimmen und 30 Abgeordnete.

Die wichtigste parlamentarische Arbeit der Partei im Jahre 1906 war die Ausarbeitung eines Gesetzes, welches den Trade Unions in ihren Arbeitskonflikten Garantien geben und ihre Kassen gegen die Angriffe der Unternehmer härter stellen soll. Die Partei brachte ihren Gesetzentwurf über diesen Gegenstand zur selben Zeit ein, als die Regierung weniger befriedigende Maßregeln vorschlug, und es gelang der Partei durch ihren Einfluß, den Regierungsentwurf derart zu verbessern, daß er mit den Ansichten der organisierten Arbeiter übereinstimmt. Ein anderer von der Partei mit Erfolg eingebrachter Gesetzentwurf erlaubt, die notwendigen Mittel zu beschaffen, um den bedürftigen Schülern in England und Wales die Nahrung zu sichern. Die Bemühungen, um die Tragweite der Auswirkung des Gesetzes über die Unfälle bei der Arbeit auszubehnen, waren gleichfalls von Erfolg gekrönt. . . .

Im Herbst 1906 ist der Bericht über eine Reihe von parlamentarischen Arbeiten auf, welche die Partei teils

schon in Angriff genommen hat, teils demnächst in Angriff zu nehmen gedenkt. Darunter befinden sich Gesetzentwürfe zur Festlegung eines Minimallohns von 30 Schilling (zirka 30,50 Mk.) pro Woche und zur Herabsetzung des schulpflichtigen Alters.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Reichsfinanzlage und Steuerprojekte.

Wiederholt ist von gut informierter Seite gemeldet worden, daß im Reichsschatzamt die Vorarbeiten für eine Vänderostensteuer auf Zigarren und Rauchtobak, ähnlich wie solche für Zigaretten schon eingeführt worden ist, bereits beendet seien und daß man für die Vorlage an den Reichstag nur einen günstigen Moment abwartet. Diese Meldung ist offiziös bestritten worden, jedoch in solcher Form, daß man erst recht die Überzeugung vom Gegenteil plaggreifen mußte.

Um so beachtenswerter sind die Ausführungen, welche das im Februar d. J. neugewählte Mitglied des Reichstages, Geh. Kommerzienrat Schmidt-Altenburg, ein in der Tabakbranche sehr gut unterrichteter Herr, kürzlich auf der Jahresversammlung des Deutschen Tabakvereins über die Reichsfinanz und die Tabakbesteuerung gemacht hat. Herr Schmidt gehört im Reichstage der freikonservativen Partei an. In der Zigarren- und Tabakbranche gilt er als Autorität. Nach dem offiziellen Bericht des Tabakvereins sagte er:

„Das eine ist Ihnen allen bekannt, und es ist eine Tatsache, daß der gegenwärtige Reichstag bewilligungswillig ist, wie noch kaum einer. Ob das nun bloß in der ersten Tagung so gewesen ist, wo wir alle, vollgepfropft mit den Wünschen, die unsere Wähler an uns gebracht hatten, in das Haus hereingekommen sind, wo wir alle in unseren Fraktionen dafür gesprochen haben, daß das, was man von uns erwartet hat, oder gar das, was wir zugesagt hatten, auch zur Ausführung kommt, und wo schließlich in einem Hagel von 150 Anträgen und Resolutionen das alles auf das Haus niedergeprallt ist, oder ob das auch in der nächsten Tagung so fortgehen wird, das weiß ich ja nicht. Aber ich glaube nicht, daß man so sehr schnell geneigt sein wird, mit dem Bewilligen Einhalt zu tun. Vielleicht tut man's erst, wenn man sich überzeugt hat, daß die Beschaffung der nötigen Mittel denn doch wohl einigermaßen schwierig werden wird. Welche Steuerquellen sollen nun neu erschlossen werden, um das zu decken und zu schaffen, was wir brauchen?“

Die Wirtschaft, die im Reich getrieben wird, kann man wohl unheimlich nennen, und wenn man so als Kaufmann darin steht und sieht, daß man so ganz besondere Namen gewissermaßen erfundet, wie z. B. den von den ungedeckten oder gestundeten Matrikularbeiträgen — denn Matrikularbeiträge sollen eben doch diejenigen sein, die die Einzelstaaten an das Reich bezahlen, falls das Reich nicht genug Geld hat, um auszukommen — wenn man hört, daß diese zu bezahlenden Beiträge darin bestehen, daß sie nicht bezahlt, sondern daß sie auf Jahre hinaus gepumpt werden, so findet man das doch eigentlich unheimlich. Also wir müssen im Reich nicht nur Ordnung schaffen, damit endlich einmal Ausgaben und Einnahmen balancieren, sondern wir müssen diese gestundeten Matrikularbeiträge aus der Welt schaffen. Und dann müssen wir doch auch noch endlich dazu kommen, daß wir in Zukunft nicht mehr nötig haben, fortwährend und bei jeder Gelegenheit neu zu pumpen; denn daß unsere fürchterlichen Geldverhältnisse zum beinahe größten Teil darin ihre Schuld haben, daß eben das Aufnahmevermögen des ganzen deutschen Volkes an Staatspapieren nicht groß genug ist, um die fortwährend neu auf den Markt geworfenen Mengen aufnehmen zu können, und daß um deswillen der Kurs sinkt, das ist doch so klar, wie irgend etwas sein kann.“

Weiter sagte Herr Schmidt:

Zweifelloso sicher wird die Reichsregierung eine W e h r s t e u e r durchbringen. Ich bin auch überzeugt, daß eine Ausdehnung der Erbschaftsteuer auf Kinder und Ehegatten wahrscheinlich die Mehrheit für sich haben würde. Ob die Reichsregierung von selbst mit dem Vorschlage kommt, scheint mir nach den Äußerungen des preussischen Herrn Finanzministers v. Rheinbaben sehr fraglich zu sein. Was man sonst spricht, meine Herren, das ist ja unkontrollierbar. Daß man dabei selbstverständlich vom Tabak spricht, das werden Sie doch alle wissen, meine Herren, und das werden Sie alle gehört haben. Man spricht vom Tabak, man spricht auch vom Bier. Denn es gibt viele, die sich darüber geärgert haben, daß die Biersteuererhöhung so klein gewesen ist. Aber ich kann mir nicht denken, daß man noch einmal dazu kommen wird, auf das Bier einzugehen, bei der überaus zärtlichen Behandlung, die man speziell den Bayern immer zu teil werden läßt. Also die Möglichkeit, daß man auf den Tabak kommt, meine Herren, ist ganz entschieden groß, und deswegen möchte ich Sie doch dringend bitten, ja nicht den Gedanken in irgend welcher Form auszupprechen, daß das für Sie wünschenswert wäre, weil es Ihnen dann leichter möglich sei, eine Erhöhung der Zigarettenpreise durchzusetzen. . . . Meine feste Überzeugung ist die: eine derartige Steuer — um Pfennige wird es sich dabei nicht handeln, sondern wenn man sie entgegen den bisherigen Majoritätsbeschlüssen des Reichstages durchsetzen will, so würde man es unter dem Zwange der Verhältnisse eben doch so machen, daß es sich um große Beträge handelt — würde unter allen Umständen eine kolossal schwere Schädigung für die gesamte Industrie bringen. Sie würde ganz zweifellos zu der Entlassung einer großen Menge von Arbeitern führen und würde uns auch zweifellos nötigen, wiederum viele Jahre zwischen den Zigarettenverkäufern und den Rauchern die Puffer zu sein, die nicht in der Lage sind, einen nur einigermaßen annehmbaren Nutzen aus ihrer mühseligen Substitution zu ziehen.“

So Herr Schmidt, ein konservativer Mann. Seine Ausführungen enthalten eine ihm selbst vielleicht nicht völlig bewußte vernichtende Kritik der Bismarckschen Finanzpolitik. Die Konsequenzen, die Herr Schmidt zieht, sind nicht von der Hand zu weisen. Der famose „nationale Block“ soll ja nach der Rechnung seines Urheber gerade in ungeheuren Bewilligungen für Kolonial- und Weltpolitik sich begründen. Und da wird er die nötige finanzielle Neubelastung des Volkes schon besorgen.

Neues, aber nichts Erfreuliches!

Herr v. Liebert, der Reichsverbandsgeneral, hat als Sachverständiger im Peters-Prozess erklärt, daß er das Urteil des Disziplinargerichtshofes als Justizmord mit der ausgesprochenen Absicht gekennzeichnet habe, damit die Regierung endlich mit ihren Geheimakten in der Peters-Sache herausrückt. Er verband also mit seinem unter Eid abgegebenen Gutachten eine besondere politische Absicht, obwohl ihm sein Eid als Sachverständiger die Erstattung eines völlig unparteiischen Gutachtens auferlegte. Das Gutachten des Herrn v. Liebert strotzte überdies von sachlichen Unrichtigkeiten. Man hat bisher noch nicht vernommen, daß eine Untersuchung gegen Liebert wegen Verletzung der Eidespflicht in Szene gesetzt wurde. Um so mehr überrascht daher die Mitteilung der „Münchener Post“, daß gegen den Major v. Donat, der seine eidlichen Aussagen durch exakt aus den Zeitvorgängen geschöpfte Details bestätigte, das Ermittlungsverfahren wegen Eidespflichtverletzung eingeleitet wurde. An der eidlichen Aussage des Herrn Arendt, die im schreienden Widerspruch zu der eidlichen Bekundung der Frau Direktor Kayser steht, hat bisher noch kein Staatsanwalt zu deuten und zu rütteln gewagt! Die Gerichtsbehörden beweisen eine geradezu verblüffende Friedfertigkeit und Zähmheit gegenüber den Bekundungen und Angriffen der Peters-Klique. Die „Frankfurter Zeitung“ macht mit Recht schon das Verhalten der Behörden in der Peters-Affäre direkt begriffstuhig. Sie schreibt: „Daß die von Herrn v. Liebert gräßlich beschimpften Mitglieder des Disziplinargerichts sich mit der sogenannten Entschuldigung begnügen, ist ihre Sache. In anderen Fällen ist wegen weit geringerer und entschuldbarer Verfehlungen gegen Gerichte schärfste Verfolgung und schwerste Bestrafung eingetreten. Ob diesmal die Nichtverfolgung eine so ganz freiwillige war, mag dahingestellt bleiben. Die Angelegenheit Liebert aber ist in etwas anderem Sinne „erledigt“, als er meint: ist er auch von gerichtlicher Verfolgung verschont geblieben, so ist doch das öffentliche Urteil über diesen Sachverständigen gesprochen.“ Gewiß, der Sachverständige v. Liebert ist „erledigt“, aber seine Zeugnisaussage ist es nach unserer Ansicht noch nicht. — Aber es wird schon so kommen: Die beiden Petershelden bleiben unbehelligt und dem Major v. Donat wird der Prozeß gemacht. Von Rechts wegen! Korruption in der Rechtspflege aber gibt es nur in — Rußland!

Mit Gott fang an, mit Gott hör auf!

Wir lesen in der bürgerlichen Presse:

Aus dem Altrag des Kaisers hat Pastor Ruhlo dem Westdeutschen Jünglingsbund nach dem Stöckerischen „Reich“ u. a. folgendes erzählt: Als der Popprediger Kehler eines Tages mit den Bräutigamspfeifern, kam er in das Schlafzimmer des Kaisers, wo sich der Kronprinz versteckt hatte. Da sah er auf dem Tisch neben dem Bett nur ein Buch, die Bibel. Und die war von vorn bis hinten mit Bleistiftstrichen versehen, der Kaiser liest sie ganz. Morgens lesen Kaiser und Kaiserin stets zusammen in der Bibel und den Lektionen, mag der Kaiser noch so früh aufstehen, die Kaiserin läßt sich wecken, sie will ihrem Gemahl auch in diesem Stück eine treue Gefährtin sein. Abends geschieht dasselbe, wieder wird Gottes Wort gelesen und dann — friedig gebetet. . . . Am Sonntag verläßt das Kaiserpaar nie den Gottesdienst; kommt der Kaiser irgendetwas früh an, muß der Wagen bereit sein, um ihn in die Kirche zu bringen.

Im allgemeinen dürfte Wilhelm II. nicht allzu oft in die Lage kommen, zusammen mit seiner Frau die Bibel zu lesen, da er meistens verreist ist. Daß er dagegen gern und viel betet und dabei kniet ist bekannt, besitzt doch die Öffentlichkeit sogar eine Photographie, in der Wilhelm II. in dieser Stellung abgenommen ist.

Vorbereitung von Gesetzentwürfen für den Reichstag.

Wie die „Post. Ztg.“ hört, wird die Novelle zum Gesetz über den unläuteren Wettbewerb im Herbst vor Beginn der Reichstagsitzungen veröffentlicht werden, um den Interessenten Gelegenheit zur Äußerung ihrer Wünsche bei der zuständigen Reichsbehörde zu geben. Eine Befreiung der Rechtsprechung in Wettbewerbsachen ist in dem Entwurf vorgesehen. Der Gesetzentwurf über die Kurpfuscherei und das Geheimmittelwesen ist, nach der „Täglichen Rundschau“, im Reichsamt des Innern fertiggestellt und dürfte binnen kurzem den Bundesregierungen zur Prüfung zugehen, voraussichtlich auch gleichzeitig zur Veröffentlichung gelangen. Die Ausdehnung der obligatorischen Krankenversicherung auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter ist zur Zeit Gegenstand der Beratungen bei den Reichs- und preussischen Staatsbehörden. Die Frage dürfte voraussichtlich so geregelt werden, daß durch ein Reichsgesetz die Versicherungspflicht der ländlichen Arbeiter zur Einführung gelangt, dessen Durchführung aber den Bundesstaaten durch Landesgesetz überlassen wird. In Preußen sind nach der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ bereits durch die Oberpräsidenten Erhebungen über die Bedürfnisfrage und die geeignetste Form der Durchführung der Versicherungspflicht angestellt worden.

Karl Peters, ein Bild aus dem nationalliberalen Familienleben.

Das Berliner Organ der Nationalliberalen, die „Nationalzeitung“, veröffentlicht an der Spitze ihrer Abendausgabe vom 8. August einen Bericht über eine Festivität, die der nationalliberale Verein von Witten a. d. Ruhr zu Ehren des Peters veranstaltete.

Es war „ein kleines Festessen“. Die Begrüßungsrede hielt der Bürgermeister Menzel, und er führte aus, „daß wir die Freude, den unerschrockenen Dr. Peters unter uns haben zu dürfen, einem Freundschaftsbesuch bei dem Bildhauer Beinhorn verdanken.“ Herr Menzel schloß:

„Zeigen Sie ihm, daß in Westfalen nationalgelante und treu deutsche Herzen schlagen, die niemals vergessen werden, welche schweren Opfer Karl Peters für Deutschland gebracht hat, und daß wir ohne Peters niemals ein Deutsch-Ostafrika haben würden. Dr. Peters, er lebe hoch.“

Der Zeitbericht erzählt weiter, daß „noch manch schönes Wort“ gesprochen wurde. Der Vorsitzende der nationalliberalen Partei, Professor Stilling feierte „in Peters den deutschen Mann“, dem man Verehrung und „Dank vom Herzengrund“ schulde. Dann „geißelte“ der Redakteur Hoppstädter aus Witten a. d. Ruhr „mit beißendem Spott das deutsche Bierphilistertum“. „Lange saß die frohe Tafelrunde bei Musik und Unterhaltung beisammen.“ Der Berichterstatter, offenbar Herr Hoppstädter, der Feind der deutschen Bierphilister selber, schließt:

„Es waren für die Wittener Freunde des Dr. Peters herrliche Tage, und als die Scheidestunde schlug, da mußten wir: Er hat sich bei uns wohl gefühlt und er kommt wieder.“

Wenn also Karl Peters wieder einmal deutscher Kaiser oder was Ähnliches werden will, die nationalliberalen Wittener hat er schon.

Rußland.
Unruhen im Gefängnis. Seit drei Tagen herrscht im Odeßauer Gefängnis große Unruhe. Die politischen Gefangenen verlangen die Befreiung der zum Tode verurteilten Kameraden von ihren Ketten. Die Gefängnispolizei machte von ihren Waffen Gebrauch, wobei viele Insassen des Gefängnisses verwundet wurden.

Rumänien.
Gefängnisrevue. Die fast „russischen“ Zustände, die immer noch teilweise in rumänischen Polizeigefängnissen herrschen, werden durch einen Fall illustriert, der sich in Bukarest abspielte. Die Behörden sind bemüht, die Schuldigen die ganze Strenge des Gerichtes fühlen zu lassen, um einer Wiederholung solcher Fälle vorzubeugen. Es ist allgemein bekannt, daß die Polizei dem System der Prügelstrafe huldigt. Dieser Tage wurde ein Mann in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert, der beschuldigt war, einen Diebstahl begangen zu haben, an dem er, wie sich später herausstellte, vollständig unschuldig war. Der die Untersuchung leitende Kommissar verprügelte nun den Arrestanten, um von ihm ein Geständnis zu erpressen, in solch bestialischer Weise vom Kopf bis zu den Sohlen, daß der ganze Körper voll offener Wunden und Beulen war und ihm Fleischteile herausgerissen wurden. In halbtothem Zustande, gepeinigt durch die furchtbarsten Schmerzen, wurde der Gefangene in eine enge Zelle gesperrt, in der er nur aufrecht stehen konnte. Seiner wunden Sohlen halber hielt er dies nicht aus; sein zerfleischer Rücken hinderte ihn, sich an die Wand zu lehnen. Rasend vor Schmerz drehte er sich aus seinen Kleidern einen Strick und erhängte sich am Fenstergeländer seiner Zelle. Der Peiniger des unglücklichen Opfers wurde verhaftet, auch wurde durch den Polizeipräsidenten persönlich die strengste Untersuchung eingeleitet.

Marokko.
Neuer Kampf in Casablanca. Aus Casablanca wird gemeldet: 3000 Mauren griffen General Drupe vor den Toren von Casablanca an, zogen sich aber nach schweren, durch die Artillerie verursachten Verlusten bald wieder zurück. In Mazagan und Rabat herrscht, wie von dort berichtet wird, Ruhe, doch muß man jederzeit mit der Möglichkeit eines Aufruhrs rechnen. Die eingeborene Bevölkerung von Mazagan fürchtet, daß die außerhalb wohnenden Stämme in die Stadt eindringen, und sucht sogar die Europäer zu bewegen, sich nicht einzuschiffen. Der französische Kreuzer „Cassini“ ist mit 9 in Casablanca verwundet und Seesoldaten an Bord in Tanger eingetroffen. Die Verwundeten sind im Hospital untergebracht worden.

Der Sultan hat dem französischen Konsul in Fez durch die Vermittlung Ben Slimans sein Schmerzlich Bedauern über den Angriff auf die neun Europäer und seine Mißbilligung über diese Schandtat ausdrücken lassen. Ben Sliman erklärte außerdem, daß der Sultan bereit sei, jedwede Genugtuung zu geben, und insbesondere die Abführung des Paschas von Casablanca und die Bestrafung der Schuldigen zu veranlassen.

Die „Agenzia Stefani“ meldet aus Tanger: Der Vertreter des Auswärtigen Amtes teilte dem italienischen Gesandten im Auftrage des Sultans mit, daß die marokkanische Regierung eine Entschädigung für die drei in Casablanca getöteten Italiener leisten und die sonst übliche Genugtuung geben werde.

Der französische Dampfer „Anatolie“, der am Sonntag Casablanca verließ, ist in Tanger eingetroffen und bestreift, daß am 8. d. Mts. eine neue Schlacht stattfand. Ein heftiges Gefecht habe am Freitag bei Abfahrt des Dampfers noch angebauert. Französische Kavallerie und Artillerie seien 10 Kilometer von der Stadt entfernt. Eine arge Vermisung sei unter den Eingeborenen angerichtet; kein Haus, kein Laden in der Stadt sei unverfehrt geblieben. Die Straßen lägen noch voll von toten Eingeborenen. Obwohl viele Leichname schon fortgeschafft wären, sei der üble Geruch so stark, daß der Ausbruch einer ernsthaften Krankheit zu befürchten sei.

Ein englischer Dampfer traf in Tanger mit 400 Flüchtlingen ein, die sich in kläglichem Zustande befinden; es sind meist Juden. Ein französisches Torpedoboot kam mit 5 schwer verwundeten Matrosen in Tanger an.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Montag, den 12. August.

Achtung! Diejenigen Gewerkschaftsvorstände oder Vertrauensleute der Gewerkschaften, die noch im Besitze von Gewerkschaftsbeständen sind, werden ersucht heute, Dienstag oder Mittwoch mit denselben abzurechnen. Die Kassierer des Festes werden zu diesem Zwecke abends von 8-9 Uhr im Vereinshaus anwesend sein.

Der fällige Schwundel. Die hiesige bürgerliche Presse macht es sich bekanntlich nach der Manier des Reichslügenverbandes zur Aufgabe, täglich mindestens eine Lüge über die Sozialdemokratie zu veröffentlichen. Jedenfalls wird auch noch folgende Notiz die Runde durch die hiesige bürgerliche Presse machen:

Wie es einem organisierten Arbeiter gehen kann, wenn er nicht mitlitt, sondern aus dem Verbande ausgetrieben

wird, mag folgender Vorfall zeigen, der mir gestern, Montag vormittag, passiert ist. Um mein Buch zurückzufordern, begab ich mich in die Wohnung des Kassierers des Handels- und Transportarbeiterverbandes, Franz Währte, Brüderstraße 1. Auf mein Verlangen um Auslieferung des Mitgliedsbuchs wurde ich von diesem schroff abgewiesen, und als ich auf die Rückgabe bestand, an die Brust gepackt, zur Erde gedrückt und gemißhandelt, so daß ich im Gesicht mehrfache Verletzungen davontrug, über die erlittenen Verletzungen habe ich mir ein ärztliches Attest ausstellen lassen. Ich übergebe die Kenntnis dieser menschenfreundlichen Behandlung der Öffentlichkeit, vielleicht dient der Vorgang manchem zur Warnung. Anton Borawski, Arbeiter.

Der Vorfall hat sich nach unserem Brandenburger Parteiblatt so zugetragen: Borawski ist angetrunken zu dem Kassierer gekommen und hat dessen Erklärung, das Buch bleibe statutenmäßig Eigentum des Verbandes, mit wüsten Schimpfreden beantwortet. Aus der Wohnung verwiesen, hat er weiter gelärmt und schließlich als er mit Gewalt hinausgebracht werden sollte, die Schlagerei angefangen, bei der er allerdings den kürzeren zog. Er ist wegen Hausfriedensbruchs angeklagt. Zum Verbleib in der Organisation ist B. nicht aufgefordert worden; der Verband war vielmehr froh, daß er ihn los war, denn Borawski ist die Beiträge meist schuldig geblieben.

Außerordentliche Generalversammlung der Ortskrankenkasse. Wie sich aus dem Verlauf und aus den Ausführungen vom Vorstandstisch ergab, war die außerordentliche Generalversammlung in Folge von Maßnahmen der Aufsichtsbehörde nötig geworden. Das Stadt- und Landamt hatte, da der Reservefonds schon seit mehreren Jahren nicht mehr die sachungs- und geschnmäßige Ergänzung erfahren hatte, dem Vorstand die Alternative gestellt, entweder die Beiträge zu erhöhen oder die Leistungen herabzusetzen. Zu letzterem hatte weder Vorstand noch Generalversammlung Neigung. So sehr stehen ja auch die Leistungen der Ortskrankenkasse (abgesehen von der Familienbehandlung) nicht über die geschnmäßigen Minimalleistungen, daß z. B. das in diesem Jahre in den ersten 4 Monaten vorhandene Defizit von 41 000 Mk. durch die Herabsetzung der Leistungen zu decken gewesen wäre. Die Aufsichtsbehörde schränkte denn auch selbst, wenn wir recht verstanden haben, ihre Forderung dahin ein, daß sie die Herabsetzung der Leistungen nur ziemlich beiläufig erwähnte. Die Aussprache in der Versammlung über die Beitragserhöhung erstreckte sich beinahe über alle Gebiete des Krankenversicherungswesens. Alle Momente, die eine Belastung der Kasse herbeiführten, wurden unter die kritische Lupe genommen. Die Leistungen für die Heilstättenpflege, die Doppelversicherung, die freie Arztwahl und die damit zusammenhängende hohe Erwerbsunfähigkeitsziffer, die kolossal gestiegene Ausgabe für Arznei (in 3 Jahren beinahe das Doppelte) wurden als die Ursachen des Defizits bezeichnet. Das durch die freie Arztwahl verursachte, über das normale Maß hinausgehende Entgegenkommen der Ärzte den Kassenzugehörigen gegenüber könne nur durch die Anstellung eines tüchtigen und umsichtigen Vertrauensarztes paralytisch werden. Der Arzneibehälter könne durch die Eröffnung einer eigenen Apotheke gesteuert werden, so hieß es von der einen Seite, während andererseits man die Vielverschreibung von Medizin energisch verwarf und mehr Gewicht auf Stützmittel legte. Die Debatte wird dem Vorstand manchen guten Fingerzeig gegeben haben. Die Beitragserhöhung wurde mit großer Mehrheit angenommen. Anerkannt soll noch werden, daß die Arbeitgeber, die durch die Erhöhung des Beitrages ebenfalls getroffen werden, geschlossen für den Vortragsantrag stimmten. Die erhöhten Beiträge gelangen zum erstenmal am 2. Sept. zur Erhebung und zwar wie folgt:

„	„	zweiten	„	29	„	45
„	„	dritten	„	57	„	63
„	„	vierten	„	75	„	84
„	„	fünften	„	93	„	102

Die weiteren Anträge des Vorstandes waren mehr formeller Natur, so sollen künftig nicht mehr die Kassenzugehörigen allein über das Verschreiben von Stützmitteln entscheiden, sondern der Vorstand wird erst auf ein Gutachten des Vertrauensarztes hin die Lieferung solcher Stützmittel bestimmen. Nicht um eine Beschränkung der Milchverordnungen herbeizuführen, sondern um dem Unfuge entgegenzutreten, der teilweise mit der gelieferten Milch getrieben werde, veranlaßte die Festsetzung dieser Bestimmungen. Unter Punkt „Allgemeine Kassenzugehörigkeiten“ wurde seitens mehrerer Generalversammlungsvertreter nochmals die Frage der Anstellung eines Vertrauensarztes aufgerollt und des ferneren die Behandlung der Mitglieder der Ortskrankenkasse im Allgemeinen Krankenhause zur Sprache gebracht. Wenn eine Arbeiterin erwerbsunfähig krank geschrieben sei und sie werde in ihrer Behausung bei häuslicher Arbeit getroffen, so werde sie auf Grund der Bestimmungen für Kranke befristet, im Allgemeinen Krankenhause dagegen seien unsere Mitglieder, wenn ein subalternes Beamtin und Beamtin es verlange, zur Arbeit verpflichtet und wer sich weigere, lege sich allerlei Schikanen aus. Vom Vorstande wurde dazu bemerkt, daß die Erörterung solcher Dinge in der Generalversammlung keinen Wert habe, da sie zu nichts führen könne; wolle man in diesen Angelegenheiten eine Änderung schaffen, sei das nur dadurch möglich, daß dem Vorstande die einzelnen Vorfälle in wahrheitsgemäßer Darstellung als Material überwiesen würden.

Rückblick und Ausblick, so betitelt sich ein Flugblatt, das gestern morgen mit gewohnter Präzision in Lübeck und seinen Landkreise verbreitet wurde.

In den Ruhestand versetzt hat der Senat auf sein Ausuchen den ersten Armenaufseher F. S. W. Borckert zum 1. Oktober 1907.

Bestätigt ist vom Stadt- und Landamt der in Cronsförde zum Gemeindevorsteher erwählte Wirt J. S. F. Meesch.

Steuern zahlen! Der zweite Teilbetrag der Einkommensteuer für das Jahr 1907/08 ist von den Steuerpflichtigen, welche im Besitze eines Steuerzettels für die Vorstädte St. Jürgen und St. Gertrud sind, in der Zeit vom 12. bis 20. August d. J. bei Vermeidung des Zuschlages der gesetzlichen Gebühr zu entrichten.

Wegen vorzunehmender Straßenbauarbeiten wird die Einhausquerstraße vom 12. bis 16. d. Mts. für den Fuhrwerksverkehr gesperrt.

Wegen Sittenverbrechen stand Sonnabend vor der hiesigen Strafkammer der Bezirkschullehrer Hingpeter aus Moisling. Die Anklage legt ihm 9 vollendete und 3 versuchte Verbrechen, begangen an Schulkindern, zur Last. Zu der Verhandlung, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt wurde, waren 25 Zeugen und 2 Sachverständige geladen. Das Urteil soll am Dienstag gefällt werden.

Handelsregister. Am 10. August 1907 ist eingetragen: 1. bei der offenen Handelsgesellschaft in Firma F. W. G. G. walsky in Lübeck: Die Gesellschaft ist durch den am

28. April 1907 erfolgten Tod des Kaufmannes Th. G. G. walsky in Lübeck aufgelöst. Der bisherige Gesellschafter Kaufmann F. W. G. walsky in Lübeck führt das Geschäft unter veränderter Firma als alleiniger Inhaber fort; 2. bei der Firma Friedr. Nicolai in Lübeck: Die Firma ist erloschen; 3. bei der offenen Handelsgesellschaft in Firma F. W. G. G. walsky in Lübeck: Dem F. W. G. walsky in Lübeck ist Procura erteilt.

Risiko der Arbeit. Am Donnerstag vormittag verunglückte die auf den Lübecka-Werken beschäftigte unverheiratete Arbeiterin Minna Schauer dadurch, daß sie beim Stanzen drei Finger der rechten Hand verlor. Nach Anlegung eines Notverbandes schaffte man die Verletzte nach Verwandten, wo sie Unterkunft fand.

pb. Verleihe Medaille. Dem hiesigen Schutzmänn Freitag wurde als Zeichen der Anerkennung für die von ihm unter Nichtachtung erheblicher eigener Lebensgefahr beim Anhalten eines durchgegangenen führerlosen Gepannes an der belebten Postenbrücke bewiesene Entschlossenheit und Selbstlosigkeit die vom Hohen Senate gestiftete silberne Medaille für Rettung aus Gefahr verliehen.

pb. Schadensfeuer. Heute vormittag gegen 7 1/2 Uhr wurde die Feuerwehrt nach dem Grundstück Gernerstraße 25 gerufen. Hier hatte sich im Kohlenstiller ein in der Nähe des Schornsteins hängender Sack an der durch Heizung des Herdes in der Waschküche erhitzten Schornsteinlappe entzündet und ist verbrannt.

Stadthallentheater. Fräulein Josette, meine Frau geht Dienstag in Szene. Unsere stets gern gehörte Operettensoubrette Gretl Lothar hat am Mittwoch Benefiz. Diese Künstlerin, die in bestem Andenken als „Abele“ unversehrt steht, hat sich die Operette „Frühlingsluft“ gewählt. Gretl Lothar hat durch ihr liebliches Spiel und ihre gesunglichen künstlerischen Leistungen hervorragende Qualitäten gezeigt und deshalb wird sie wohl auch am Mittwoch über ein ausverkauftes Haus quittieren können.

Wilhelm-Theater. Dienstag geht letztmalig der urförmliche Schwanz „Der Kilometerfresser“ in Szene. Wenn die Direktion dadurch den Wunsch vieler Theaterfreunde erfüllt, darf sie auch wohl auf ein gut besetztes Haus rechnen. Mittwoch ist eine nochmalige Aufführung von Subermanns „Heimat“ vorgesehen, auch die so äußerst beifällig aufgenommenen lebenden Bilder „Frauenliebe und Frauenleben“ nach P. Thumann, werden wiederholt. Den begleitenden Gesang hat Frau Dr. Fuchs-Brandt wieder übernommen. Um jedermann den Besuch dieser hochinteressanten Vorstellung zu ermöglichen, sind die Preise auf allen Plätzen auf 50 Pf. festgesetzt.

r. Schwartau. Racheakt. Auf dem Heimwege von einem Vergnügen wurde gestern nacht zwischen 2 und 3 Uhr der Meister von der Düngersabrik in Dänischburg von einem Bismarckmeister, welcher auf der Sandsteinfabrik in Dänischburg beschäftigt ist, mit einem Spazierstock niedergeschlagen. Der Verletzte hatte ein Mädchen, welches auf der Fabrik beschäftigt war, abgelohnt. Aus Rache hierüber hat der Bräutigam den Meister, Grumbert ist sein Name, niedergeschlagen. Der Prügelheld wurde sofort inhaftiert und wird jedenfalls längere Zeit Gelegenheit haben, über seine äußerst rohe Tat nachzudenken. Der Verletzte hat eine Wunde von 5 bis 6 Zentimeter Tiefe am Kopfe davongetragen. Nur den äußerst kräftigen Menschen des Betroffenen ist es zu danken, daß er mit dem Leben davonkommt.

r. Schwartau. Schwartauer Zentral-Anzeiger. Unter diesem hochklingenden Titel beabsichtigt, wie wir aus gut unterrichteter Quelle erfahren, die alte Lante von der Untertrabe, genannt „Eisenbahn-Zeitung“, eine der sogenannten kopflozen Zeitungen für unseren Ort herauszugeben. Es wird beabsichtigt, das Blatt drei Monate lang gratis jedem Einwohner zuzustellen. Alsdann sollen Abonnenten gesammelt werden. Der Preis des Blattes soll ein ganz niedriger sein, um womöglich die übrigen am Orte schon erscheinenden Zeitungen zu verdrängen. Na, unsern Segen haben die Herren Unternehmer. Hier am Orte erscheint bereits das Schwartauer Dorfblatt, parodon Zeitung, außerdem der „Volksbote“ und „General-Anzeiger“. Jezt kommt nun dieses vielversprechende Organ, dem Titel nach, noch hinzu? Ja wenn dann die Schwartauer nicht helle werden, dann ist ihnen eben nicht mehr zu helfen.

Schwartau. In einer gutbesuchten Volksversammlung sprach hier am Sonnabend abend im „Gasthof Transpaal“ zunächst Genosse Zeidler über die letzten Anträge im Gemeinderat. Redner begründete in eingehender Weise die Zweckmäßigkeit des Proportionalwahlsystems bei Gemeindevahlen. Ferner verbreitete sich Redner über die Notwendigkeit der Einführung der Wertzuwachssteuer. Beide Anträge sind von unseren Genossen im hiesigen Gemeinderat gestellt worden, jedoch noch nicht zur Entscheidung gekommen. Eine Resolution, in der vom Gemeinderat erwartet wird, daß er diesen Anträgen zustimmt, fand einstimmige Annahme. Mit den Landtagswahlen beschäftigte sich sodann Genosse Stelling-Lübeck. Derselbe forderte nach eingehender Kritik mehrerer Notizen im „General-Anz.“ bezüglich der Landtagswahl die Anwesenheit auf, das Staatsbürgerrecht zu erwerben, damit unsere Genossen bei den nächsten Landtagswahlen den Sieg über die vereinigten Gegner — Liberale und Agrarier — davontragen. Nach kurzer Debatte wies Genosse Zeidler noch auf die Notwendigkeit hin, die Arbeiterpresse zu lesen. Mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf die Sozialdemokratie fand die Versammlung ihr Ende. — Einen impo-santen Verlauf nahm hier gestern das 10. Stiftungsfest des Arbeiterturnvereins „Eichenkranz“ von Schwartau und Rensfeld. Um 2 Uhr setzte sich vom „Hotel Kronprinz“ aus der Festzug nach dem Riesebusch in Begleitung des Trommler- und Pfeiferkorps, sowie einer Musikkapelle in Bewegung. Auf dem Festplatze hielt Genosse Stelling eine kurze Ansprache, in der er die Vorgänge in Worms auf dem deutschen Turntage einer Kritik unterzog und zu der Schlussfolgerung kam, daß Arbeiterturner nur in die Arbeiterturnvereine gehören. Nach erfolgtem Rückmarsch fand im Festlokal ein Schauturn der Männer- und Jugendriege statt, das allgemeinen Anklang fand. Ein Ball hielt dann die Festteilnehmer noch lange zusammen.

Gutin. Öffentliche Parteiversammlung. Am Sonnabend abend fand im Verkehrslokale der Gewerkschaften hieselbst eine öffentliche Versammlung der sozialdemokratischen Partei statt, welche sich eines zahlreichen Besuches, darunter viele Frauen, zu erfreuen hatte. Genosse Schneider aus Lübeck sprach über das Thema: „40 Jahre Kampf“ und erntete für seine trefflichen Ausführungen reichen Beifall. In der Diskussion wurde noch auf die nächsten Landtagswahlen hingewiesen und zur regen Agitation für dieselben aufgefordert. Mit einem dreifachen, begeistertem Hoch auf die Sozialdemokratie fand die Versammlung ihren Schluß.

Schwann. Mord. In Materfen hat ein Vorfältnitter eine Frau erschossen und sich auf dem Wege nach Schwann entfernt. Die Verfolgung des Mörders ist aufgenommen.

Hamburg. Beim Rudern ertranken gestern auf der Haffsee zwei junge Leute im Alter von 18 bis 20 Jahren

Infolge Unachtsamkeit kam das Boot zum Kentern. Rettungsversuche wurden sofort angestellt, leider vergeblich.

Hehde. Stadterordnetenwahl. Bei der an Stelle des zum Stadtrat gewählten Stadtverordneten Kaufmann J. Raasche abgehaltenen Wahl eines Stadtverordneten wurde unter verhältnismäßig reger Beteiligung der Wählermeister U. Heesch mit 336 Stimmen gewählt, während auf den Kandidaten der Sozialdemokratie, Kassierer Heide, 257 Stimmen entfielen.

Kiel. Die unbegrabene Leiche und St. Petruskathedrale. Bei der Landungsbrücke in Altdorf ereilte einem Gelegenheitsarbeiter aus Laboe bei der Arbeit plötzlich der Tod. Er war mit Kohlenlöschern beschäftigt und brach, während er eine gefüllte Karre schob, tot zusammen. Da der Mann mittellos war, wagt sich die Gemeinde Altdorf, die Beerdigung vorzunehmen. Die königliche Polizei will die Leiche nicht nach Kiel bringen, da dann die Stadt Kiel für die Beerdigung sorgen muß. Kiel übernimmt jedoch nur die Kosten in den Fällen, wo die Leiche im Wasser gefunden ist. In den Fällen, wo die Leichen am Strande liegen, hat die betreffende Gemeinde die Kosten zu tragen. Nun ist dieser Mann auf dem Böschhof, also über dem Wasser, gestorben und aufgefunden. Es will deshalb keiner bezahlen. Die Leiche des nun schon seit drei Tagen Verstorbenen ist in echt christlicher Weise vorläufig in einem Schuppen untergebracht. Man sieht hier wieder einmal, wie der Fluch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung die Armen sogar bis über den Tod hinaus verfolgt. Bei den Reichen kann so etwas nicht passieren, dazu leben wir ja in der schönsten aller Welten.

Schwerin. Militärische Nadelstichpolitik. Ein junger Mann, 19 Jahre alt, fühlte das Bedürfnis, mit einem Kameraden zusammen seine Ferienkoloniezeit abzuweilen. Er meldete sich bei einem Feldartillerieregiment in Schwerin. Dort wurde er Ende Juni untersucht und voll-

ständig tauglich befunden. Er konnte und wollte inzwischen in aller Ruhe die Aufforderung zur Einstellung abwarten. Am 7. August kam aber folgendes Schreiben an:

Schwerin, den 5. August 1907.

An den Freiwilligen
Maurer.

Anliegenden Meldebogen zum freiwilligen Eintritt mit dem Bemerkten zurück, daß Sie wegen sozialdemokratischer Gesinnung nicht zur Einstellung als Freiwilliger gelangen können.

gez. Ortman,
Wachmeister 4/60.

Der junge Mann war Mitglied des Sozialdemokratischen Wahlvereins von Hannover-Linden. In irgend einer Weise organisatorisch oder agitatorisch hervorgetreten ist er nicht. An und für sich ist die Sache ja belanglos, denn der zukünftige Rekrut wird durch diese willkürliche Zurückweisung sich nicht veranlaßt fühlen, seine Gesinnung zu wechseln. Der Fall zeigt nur, mit welcher Kleinlichkeit und kläglichen Mitteln die Militärbehörde achtbare Staatsbürger ungestraft pfeifen darf.

Stargard. Zwei Kinder verschüttet und getötet. Die neunjährige Tochter des Arbeitmannes Kolhof hatte Essen nach dem Felde getragen und wurde seitdem vermißt, ebenso ein fünfjähriger Sohn des Arbeitmannes Scharf. Nach vielem Suchen kam man an eine große Kiesgrube, wo man eine beträchtliche Menge feuch abgefallenen Sandes fand. Unter diesem holte man nach längerem Graben die beiden Kinder als Leichen hervor. Es war gegen 6 Uhr abends; die beiden Verunglückten haben also vermutlich mehrere Stunden unter dem Sand begraben gelegen. Man nimmt an, daß die Kleinen am Rand der Grube gespielt haben und mit dem Sand in die Tiefe gestürzt sind.

Handels- und Marktnachrichten.

Lübecker Marktpreise vom 10. August.

Bauern-Butter Pfd. 1,10—1,15 Mk., Meierei-Butter Pfd. — 1,25 Mk., Käse — Mk., Enten 3,25 Mk., Hühner 1,60—2 Mk., Räten Stk. 1,10—1,20, Tauben Stk. 0,55 bis 0,60 Mk., Gänse Pfd. — Mk., Nückans — Mk., Schweinestopf Pfd. 0,55 Mk., Schinken Pfd. 0,98—1,10 Mk., Würst Pfd. 1,25—1,30 Mk., Eier 8 u. 9 Stk. 60, Karpfen Pfd. — Mk., Geräuch. Lachs Pfd. 1,00—2,00 Mk., Karautschen Pfd. 80 Pfg., Sechte Pfd. 70 Pfg., Barsche Pfd. 70 Pfg., Aal Pfd. 1—1,10 Mk., Geringe 2 10 Pfg., Dorsche genüg., Brachsen Pfd. — Pfg., Gemüse genügend, Blumenkohl, d. Kopf 0,20—0,30 Mk., Äpfel, verschiedene pr. 100 Pfd. — — Mk., Pfäumen, pr. 100 Pfd. — — Mk., Rirschen Pfd. 20 Pfg., Zwiebeln, hiesige Pfd. — Mk., Gurken 100 Pfd. — Mk., Kartoffeln pr. 10 Liter 50—60 Pfg., Kohl, 100 Pfd. — Mk., Süßwasserfische genügend, Kartoffeln pr. 10 Liter — Pfg. — Schleie Pfd. 1,20 Mk., Kartoffeln beste, 100 Pfd. — Mk.

Sternschauz-Viehmarkt

10. August.

Der Schweinehandel verlief sehr reg. Zuführt wurden 2287 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 64—65 Mk., leichte 65 Mk., Sauen 55—60 Mk. und Ferkel 62—65 Mk. pro 100 Pfund.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwarz, Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

Am Sonnabend morgen starb nach langem schweren Leiden unsere liebe Mutter und Großmutter, die Witwe

Chr. Schmidt

geb. Banschow

im Alter von 75 Jahren.

Tief betrauert von den Hinterbliebenen
H. Norenburg und Frau, geb. Schmidt.
M. Jäger und Frau, geb. Schmidt.

Lübeck, den 11. August 1907.

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 13. August, nachmittags 2 1/2 Uhr von der Kapelle Borwerk aus statt.

Erauerfeier 2 1/2 Uhr.

Danksagung.

Für die innige Teilnahme und reiche Kranzspende bei der Beerdigung meiner unvergesslichen Frau sage allen Freunden und Bekannten, insbesondere meinen Kollegen von der Firma G. Meyer, Sägemühle, meinen herzlichsten Dank.

H. Groth.

Für die mir zuteil gewordene Unterstützung vom Dachdecker-Verband sage meinen besten Dank.

Albert Nitzky.

Gesucht zu sogleich ein junges Mädchen zu häuslichen Arbeiten, welches außer dem Hause schläft.

Frau Carl Junge, Wahnstraße 14.

Frauen

(eventuell Mädchen), die im Bürosten-richten geübt sind, finden dauernde Beschäftigung.

Sartengrube 33.

Zu sofort eine

Arbeitsfrau.

Martin Meyer, Schüsselbuden 8.

Gesucht zu sofort ein

jüngerer Anecht.

„Eiergarten“.

Ein freundl. Zimmer zu verm.

Reifestraße 13.

Logis zu vermieten.

Weiter Lohberg 15.

Zu vermieten ein leeres Zimmer an ein Mädchen, oder am liebsten an eine alleinlebende Frau.

Arminstraße 42a.

Zu vermieten zum 1. Oktober mehrere kleine Wohnungen Mühlenstr., Wasserweg. Näheres Wasserweg bei Schnepel.

Umständlicher ist der Laden mit Kabinett und Keller Wahnstraße 51 zum 1. Oktober zu vermieten. Näheres daselbst.

Zu verkaufen fast neuer Handwagen mit Kasten, Federgefiell und Einspannerdeichsel, passend für Händler und Möbeltransport. Näheres bei Herrn G. Stage, Moislinger Allee, „Zum Roten Löwen“.

Guter Privat-Mittagstisch à 60 Pfg.

J. Schultz, Johannisstraße 43, I.

Sozialdemokratisches Liederbuch.

Neuere Auflage.

Preis 40 Pfg.

Preis 40 Pfg.

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.
Adolf Hübner, Uhrmacher u. Goldarbeiter, Fünfhauß 13.

Visit-Karten

auf 8. Elfenbeinkarten per 100 Stück von 1 Mk. an. Die Druckerei des Lhb. Volksboten.

Oeffentl. Versammlung

sämtlicher in Buch- und Steindruckereien Lübecks beschäftigten Hilfsarbeiterinnen u. Hilfsarbeiter

am Mittwoch, den 14. August, abends 8 1/2 Uhr, im Vereinshaus, Johannisstr. 50-52.

Tages-Ordnung:

1. Die Notwendigkeit der Organisation für die graphischen Hilfsarbeiterinnen und Hilfsarbeiter.

Referent: Kollege Hermann Lohse-Hamburg.

2. Freie Aussprache.

Zu dieser Versammlung sind auch alle Buch- und Steindrucker, Buchbinder etc. freundlichst eingeladen mit dem Ersuchen, in den Kreisen der Hilfsarbeiterinnen und Hilfsarbeiter für einen regen Besuch obiger Versammlung zu agitieren.

Der Einberufer.

Arbeiter - Bildungs - Schule Lübeck :
Vortrags-Zyklus
über folgende Vorkämpfer des Proletariats:
Wilhelm Weitling,
Robert Owen, Charles Fourier, Ferd. Lassalle, Karl Marx,
Friedrich Engels, Wilhelm Liebknecht und Ignaz Auer :
3. Vortrag am Montag, 12. August, abds. 8 1/2 Uhr:
::: Wilhelm Weitling :::
Vortragender: Reichstagsabg. Th. Schwartz.
Der Zutritt zu diesen Vorträgen ist unentgeltlich.
Zahlreicher Beteiligung an diesen im „Vereinshaus“, Johannisstr. 50-52, stattfindenden Vorträgen sieht entgegen
Der Vorstand

Uhrfeder einsetzen 1.50 Mk.
Taschenuhr reinigen 1.50 Mk.
1 Jahr Garantie.
Ernst Gentzen, Uhrmacher
Königsstraße 62, b. d. Hühnerstraße
Gebe rote Rabattmarken.

Holzarbeiter-Verband

(Kasselle Lübeck)

Mitglieder-

Versammlung am Dienstag, den 13. August

abends 8 1/2 Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.

Tages-Ordnung:

1. Abrechnung vom Streit.
2. Festsetzung des ab 1. September zu zahlenden Verbandsbeitrages.
3. Ergebnis der Erhebungen über unsere Lohn- und Arbeitsbedingungen.
4. Bericht über die

Die Ortsverwaltung.

Vereinigte Butterhändler von Lübeck und Umgegend.
Allerfeinste Meiereibutter kostet Pfund 1,25 Mark.

Achtung Löpfer!

Der Sammlung

am Dienstag, den 13. August

abends 8 1/2 Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.

Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben.

Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen ist es Pflicht eines jeden Kollegen in der Versammlung zu erscheinen.
Der Vorstand.

Wilhelm-Theater.

Dienstag: 8 Uhr. 73. Abonn. Vorstellung. Großer Heiterkeitserfolg.

Der Kilometerfresser.

Schwank in 3 Akten von Kurt Kraay.

Otto Kugelberg Hermann Norden
Mittwoch: Jeder Platz 50 Pfg.

Frauenliebe und Frauenleben.

Acht lebende Bilder nach P. Thumann.
Gesang: Frau Dr. Fuchs-Brandt.

Siehe auf: Heimat.

Hansa-Theater

Eigentümer u. Direktor: Fritz Rittscher.

Ab 16. August und folgende Tage
II. grosse

Internationale Ringkampfkonkurrenz

Gemeldet haben sich bis jetzt
14 Ringkämpfer

(erstkl. Kräfte aller Herren Länder) welche um den goldenen Pokal im Werte von 1200 Mk. und großen Preis von 2000 Mk. kämpfen werden

Gewicht kg
1. Robert Raicivich, Weltmeister im Leichtgewicht 73

2. H. Hansen, Meisterringer Dänemarks 82

3. Madrail, Champion Armeniens 110

4. Felgenhauer, Berlin 99

5. Michael Hitzler, Deutschland 103

6. Sabatier, Champion Belgiens 96

7. Reiber, der Alpen-Koloss 127

8. M. Boucher, Frankreich 118

9. Pettivan, türkischer Blitzringer 80

10. Hissmann, Westfalen 111

11. Derma, Russisch-Polen 69

12. Mustapha-Mehmedoff, Champion der Türkei 107

13. van der Hütten, Holland 91,5

14. Willy Stalling, Bremen 79

Weitere Anmeldungen werden im Bureau des Hansa-Theaters entgegengenommen.
NB Diese Konkurrenz untersteht einem aus Lübecker Sportleuten bestehend. Schiedsgericht und bürgt deren Name für die reelle Durchführung der Kämpfe.

Vorher: Das erstklassige Spezialitäten-Programm
Preis der Plätze: Loge 3 Mk., Fauteuil 2 Mk., Sperrsitz 1,50 Mk., Parkett u. Seitenparkett 1,25 Mk., Parterre u. Mittelbalkon 1 Mk., Seitenparterre u. I. Balkon 0,80 Mk., II. Balkon 0,60 Mk., Gallerie 0,40 Mk.
Vorverkauf bei Sager.

Stadthallen-Theater.

Direktion: Ludwig Piorkowski.
Dienstag 8 Uhr. 55. Abonnements-Vorst. Zum 10. Male:

Fräulein Josette — meine Frau.

Lustspiel in 4 Akten v. Savault u. Charvay.
Mittwoch 8 Uhr. 56. Abonnements-Vorst.
Benefiz für Fel. Gredl Lothar.

Frühlingsluft.
Operette in 3 Akten von Strauß.
Billets bereits zu haben.

Die Mysterien des Geschlechtslebens.

Dr. Magnus Hirschfeld, der verdienstvolle Forscher über geschlechtliche Anomalitäten, schreibt im "Tag" über die Bluttaten im Norden Berlins:

"Es kann, zur Ehre der Menschheit, kaum einem Zweifel unterliegen, daß die grauenregenden Bluttaten im Norden Berlins von einem Geisteskranken verübt worden sind. Insofern sollte man, es gilt dies besonders auch für die Angehörigen der armen Kinder, ihnen, trotz ihres bestialischen Charakters nicht viel anders gegenübersehen als einem Elementarereignis, etwa der Wirkung eines Blitzschlages. Wie es der Wissenschaft gelungen ist, die Blickfahne von dem Menschen und seinen Werken abzulenken, so sollte es unser Bestreben sein, die Gesellschaft vor den wilden Ausbrüchen dieser blinden Rasereien zu schützen. Solange es nicht möglich ist, die Unglücklichen zu heilen, müssen sie zeitweilig so verwahrt werden, daß sie keinen Schaden anrichten können, und zwar möglichst, indem man sie in Irrenhäusern etwas arbeiten läßt, damit ihre Erhaltung der Allgemeinheit nicht in zu ausgedehnter Maße zur Last fällt. Eine Inkongruenz aber ist es, wenn, wie es jetzt vielfach geschieht, in einem Atemzuge von Geisteskranken und von "Schandbuben und Scheusalten" geredet wird. Hier ist Schmerz und Mitleid, nicht Wut und Ekel am Plage."

Bei den der Tat zu Grunde liegenden Geistesstörungen können drei Gruppen in Betracht kommen.

Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß das Delikt in einem schweren, sei es epileptischen, sei es alkoholischen Dämmerzustand begangen worden ist. Das erstere ist nach den vorliegenden Berichten bei weitem das Nächstliegende. Erst vor kurzem beschäftigte ein ähnlicher Fall, der des epileptischen Mörders Tesnow in Greifswald, die Gerichte. Den epileptischen nicht unähnlich sind die alkoholischen Dämmerzustände. So hatte ich vor einigen Monaten bei einem Disziplinarverfahren den Fall eines Gerichtsbeamten in der Provinz zu begutachten, bei welchem die seiner Natur und seinem Charakter in keiner Weise entsprechenden Sittlichkeitsdelikte... er war erblich belasteter Quartalsfäuser — auf durch alkoholische Intoxikation hervorgerufene Bewußtlosigkeit zurückzuführen waren.

Eine zweite Möglichkeit besteht darin, daß die Wahnsinnstata von einem Tobsüchtigen, einem Maniakalischen verübt wurde, doch ist dies nicht sehr wahrscheinlich, da es einem solchen kaum gelungen sein würde, sich so lange verborgen zu halten.

Als drittes kommt in Frage, daß die Morde von einem schwer degenerierten Psychopathen ausgeführt wurden, bei dem die gefährlichste, weil gewalttätigste aller sexuellen Anomalien, die aktive Algolagnie (Schmerzgeilheit) vorliegt. Krafft Ebing nannte diese Aberration "Sadismus", nach dem Marquis de Sade, dessen beide Romanwerke "Justine oder die Nachteile der Tugend" und "Juliette oder die Vorteile des Lasters" von sadistischen Schrecknissen erfüllt sind.

Keineswegs handelt es sich, wie manche meinen, die die Gegenwart als besonders verderbt hinzustellen lieben, um neuartige Vorkommnisse, es sind vielmehr alte historisch längst bekannte Phänomene, welche zu allen Zeiten in den verschiedensten Stärkegraden und sehr mannigfachen Ausprägungen vom Birkhof bis zum Lustmord, teils in larvirter, teils in offener Form vorgekommen sind. Bald überwiegt die mit Wollust gemischte Grausamkeit, bald die mit Grausamkeit gemischte Wollust. Die Blutsauger, Vampire,

Mädchenstecher, auch die sagenhaften Gestalten der Wärsölfe, von denen es heißt, daß sie Kinder raubten und verzehrten, ebenso wie Ritter Blaubart, fallen in diese Kategorie. Besonders beachtenswert sind die versteckten Formen, welche in Schreckenzenen, Hinrichtungen, Stierkämpfen, Blutbädern, Revolutionen ihre Befriedigung suchen und finden. Ein wichtiges hierhergehöriges Dokument sandte mir letztes Jahr ein russischer Terrorist kurz vor seiner Hinrichtung in Warschau. Es ist in Bloch's "Sexualleben unserer Zeit" ausführlich wiedergegeben und schildert, wie ein Mensch sich lediglich aus algolagnischen Motiven, bald als Freund, bald als Feind der russischen Regierung, wo es eben gerade am furchtbarsten zugeht, an allen möglichen Greueln beteiligte; beispielsweise schwelgte er darin, bei den Pogromen, obwohl er keineswegs Gegner der Juden war, den jüdischen Frauen die Brüste abzuschneiden.

Es würde zu weit führen, wollten wir dieses Gebiet auch nur annähernd erschöpfen. Ich möchte nur noch kurz auf einige Fälle der letzten Jahre hinweisen, die den Augenblicklichen verwandt sind. So hat im Jahre 1901 in Ludwigshafen, und zwar auch in einem begrenzten Teile, dem Vorort Mundenheim, ein Mann nicht weniger als elf Mädchen durch Stiche in den Unterleib mehr oder weniger verletzt. In Kiel verwundete im November 1901 in den nördlichen Quartieren ein Mann Mädchen und Frauen durch Stiche am Halse und in der Hüfte, 1902 wurde von der Breslauer Strafkammer ein 22-jähriger Buchdrucker abgeurteilt, der in 13 Fällen junge Mädchen mit Schwefelsäure begossen hatte. Auch in Metz trieb in diesem Jahre ein Mann sein Unwesen, der in der Umgebung der Stadt zahlreichen Mädchen durch Messerstiche schwere Verwundungen an der Hüfte beibrachte.

In welche Kategorie der Berliner Fall gehört, läßt sich ohne Kenntnis des Täters natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen. Alles in allem scheint die Zeit nicht mehr fern zu sein, in der man, dank der zunehmenden naturwissenschaftlichen Erkenntnis, auch die Sittlichkeitsverbrecher, welche sich am fremden Leben vergreifen, ganz anders beurteilen wird, als dies noch heute in den weit-aus meisten Fällen geschieht.

Das wichtigste aber ist zweifellos die Frage, wie solchen Vorkommnissen vorzubeugen ist. Dieses Problem liegt viel tiefer als die meisten ahnen, da seine Erörterung bei der Frage der Vererbung einzuführen hat. Mit Recht betonte schon Krafft-Ebing, daß auch die Neigung zum Sadismus angeboren ist. Gewiß spielen auch andere Faktoren eine Rolle, die Erziehung, Lebensweise, die Hitze — man denke an die Akte wollüstiger Grausamkeit bei der sogenannten "tropical moral insanity" (Tropenkolle) — auch die Suggestion; es soll uns nicht wundernehmen, wenn in der nächsten Zeit sich noch ähnliche Fälle ereignen. Aber alle diese ursächlichen Momente sind doch nur okkasionelle, auslösende, das wesentlichste bleibt aber die Disposition.

Wir müssen daher immer genauer die Gesetze der Degeneration und Regeneration ergründen und sie bei der Eheschließung und Fortpflanzung in den Vordergrund stellen. Es ist beispielsweise sehr wohl möglich, daß die Kinder im Berliner Norden von so furchtbarem Schicksal ereilt wurden, weil der Vater des epileptischen Mörders ein Trinker war. Es hat nicht nur Vorteile, daß wir Eltern haben müssen, und so mancher büßt die Schuld seiner Vorfahren im Zuchthaus oder in der Irrenanstalt."

Soziales und Parteileben.

Zum Streik der oberschlesischen Bergleute schreibt die Breslauer "Volksmacht": Leider gehen die Streikenden nicht

einheitlich vor. Die Organisation der katholischen Bergleute hat Forderungen formuliert, die erheblich hinter dem zurückbleiben, was die von den Streikenden zunächst gewählten Belegchaftskommissionen aufgestellt haben. Und wieder andere, aber ebenfalls erheblich gemäßigtere Forderungen, haben die dem radikal-polnischen "christlichen Arbeiterverein zur gegenseitigen Hilfe" zugehörigen Bergleute unter Assistenz der Herren Korfanty und Napieralski formuliert. Diefen also in drei Haufen gespaltenen streikenden Arbeitern stehen die Herren einig und konsequent gegenüber in der strikten Ablehnung aller Forderungen. Mit den Vertretern der gewerkschaftlichen Organisationen zu verhandeln, lehnt man ebenso bestimmt ab. Nur der Arbeiterausschuß wird für würdig befunden zu Verhandlungen, die aber erst erfolgen sollen, nachdem die Arbeit wieder aufgenommen ist. Und in der Tat will sich der Verband der katholischen Bergleute unter Führung des Arbeitersekretärs Musiol-Königshütte dieser entwürdigenden Bedingung fügen, er hat von der allerdings nur kleinen Schar seiner Getreuen gegenüber in der strikten Ablehnung aller Forderungen. Die Wünsche des Verbandes innerhalb der nächsten vier Wochen wohlwollend zu prüfen und "nach Möglichkeit" zu erfüllen. Das ist eine vollständige Kapitulation vor den Vergewaltigten, ein schmählicher Verrat der Arbeiter! Und die Herren lachen sich ins Häuschen, freuen sich der Uneinigkeit und der Verräterei in den Reihen der Lohnsklaven und sehen schon den Augenblick wieder nahegerückt, wo die Armen zähneknirschend, aber gebeugt, in das alte Joch zurückkehren. Um Furcht vor den Folgen ihres Tuns bei den Streikenden zu wecken, um die tapfer Ausstehenden einzuschüchtern, entläßt die fiktalische Verwaltung denn auch alle Arbeiter, welche mehr als drei Schichten unentschuldig fehlen, "endgültig", indem sie ihnen ihre Papiere zu stellen läßt. Auf der anderen Seite bemüht sich die bürgerliche Presse Obereschlesiens ohne Ausnahme, die unwahren und herabsetzenden Nachrichten über das Verhalten der Streikenden in die Welt zu setzen, eifrig unterstützt von der scharfmacherischen "Schlesischen Zeitung", die sich völlig erlogene Berichte über angebliche Gewalttaten der Streikenden gegen Arbeitswillige und Angriffe auf Polizei und Gendarmen senden läßt. Nirgends sind bisher Arbeitswillige angegriffen worden und wenn die Polizei an einigen Stellen mit den Säbeln die Ordnung wieder herzustellen mußte (?), so handelt es sich bei den Exzedenten in keinem Falle um Streikende, sondern immer um Neugierige, meist Frauen und Kinder, die durch das ungewohnte Aufgebot an Polizei — rasselnd und klingelnd ziehen die Polizeimannschaften zur Zeit des Schichtwechsels auf Feuerwahrwagen an die angeblich "bedrohten Punkte" — erst aufmerksam werden und nun natürlich in hellen Haufen dorthin rennen, wo es "was zu sehen" gibt. Wenn dann die Polizei in gewohnter Schnelligkeit die Straße räumt und nicht schnell genug laufende Neugierige oder gar dem Polizeitreiben entrümpelnde Widerstrebende mit dem Säbel bearbeitet und verjagt, findet sich regelmäßig in der nächsten Nummer aller "gutgesinnten" Zeitungen ein phantastisch aufgepuffter, allen Tatsachen widersprechender Bericht über "blutige Exzesse der Streikenden" u. dergl. mehr. Die notorische moralische Minderwertigkeit einer erheblichen Zahl obereschlesischer Arbeiterstatter feiert hier besondere Triumphe. Für einige Groischen Zeilen-honorar läßt man, daß sich die Balken biegen, um so lieber, wenn man damit die Günst gewisser einflußreicher Herren erhält. Ebenso völlig erkunden sind die Umwehungen dieses Preßgeistes über die Anwesenheit zahlreicher auswärtiger sozialdemokratischer Agitatoren im obereschlesischen Industriebezirk. Von auswärtigen politischen Führern der Arbeiterbewegung war und ist in diesen Tagen niemand in Oberschlesien, von Gewerkschaftsführern einzig der Bezirksleiter des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Genosse Schlegel-Breslau. Und dieser hat nicht, wie bürgerliche Blätter zu berichten wissen, den Moment benützt, um auch die Arbeiter der Königshütte "in den Streik zu hegen", sondern im Gegenteil in der von ihm in Königshütte abgehaltenen, außerordentlich stark besuchten Versammlung der Hüttenarbeiter vor dem Streik gewarnt und alles darauf hingewiesen, erst die Organisation zu stärken, wenn man etwas erreichen wolle. Nach Mitteilung der Bergwerksdirektion ist am 9. August

Der Übel größtes ist die Schuld!

Roman von Friedrich Thieme. (Nachdruck verboten.)

"Warum den alten wackern Mann noch tiefer hinein-senken? Er ist unglücklich genug." Der Wandjakob war es, der durch diese gutmütige Ablehnung wiederum einen Beweis dafür lieferte, daß seine Seele noch nicht völlig verloren war.

"Ihr haltet das Maul, Wandjakob," schnarrte Bentig den alten Mann an. "Ihr seid so weich wie Butter — ich stimme für Farnkoff's Vorschlag."

"Vielleicht könnte man dem so verstärkten Verdacht so-gar noch anderweite Nahrung zuführen", fuhr der schurkische Kellner fort. "Nur über das Wie bin ich mir nicht klar."

"Propos, habt Ihr noch was von Mohring zu kriegen, Bentig?" erkundigte sich König.

Der Herkules schüttelte lachend den Kopf.

"Ich weiß nicht, ich muß den Braten gerochen haben", erwiderte er. "Heute morgen bat ich um Vorschuß auf den übermorgen fälligen Wochenlohn. Herr Mohring hatte aber nichts einzeln und gab mir den ganzen Lohn mit dem Bemerkten, es sei ja egal, ob jetzt oder in zwei Tagen."

"Er gab Dir ein Zwanzigmarsstück?" fragte Farnkoff lauernd.

"Ja."

"Hast Du es noch?"

"Wozu hätte ich denn Vorschuß gebraucht?"

"Schade."

"Warum schade?"

"Weil Du uns sonst einen wesentlichen Dienst hättest leisten können."

"Was für einen Dienst?"

"Du gibst das Zwanzigmarsstück mit dem Bemerkten aus, man möge es nur genau prüfen, ob es echt sei — Du hättest es von Mohring als Lohn erhalten. Natürlich fand man bei der Prüfung, daß es falsch war."

"Es war aber gut."

"Unfinn, es war falsch — verstehst Du denn nicht, Geupferd? Du hast es doch in der Hand, ein echtes oder unechtes hinzulegen."

Bentig dachte einen Augenblick nach.

"Ich verstehe, Farnkoff. Dazu ist's noch nicht zu spät — ich habe das Goldstück bei dem Kaufmann Großig gewechselt. Er weiß nicht, daß es für mich war — es konnte ebensogut für Mohring sein. Ich kann meinen Lohn also noch immer voll in der Tasche tragen, wenn's nötig ist."

"Es ist nötig."

Die beiden Verbrecher tauschten einen verschämten Blick. Schöbler, wohl nicht ganz einverstanden mit den Machinationen des schurkischen Graveurs, wandte sich feufzend ab, nur der buchtige Wandjakob raffte sich noch einmal zu einem energischen Protest auf, indem er ausrief: "Ihr seid ganz schlechte, niederträchtige Menschen! Verzeih mir's Gott, daß ich mich je mit Leuten Eures Schlages eingelassen habe! Ihr wollt einen ehrenhaften Mann mit kaltem Blute ins Unglück stürzen! Ich mag nichts mehr mit Euch zu tun haben!"

"Was wir tun, geschieht ebenso in Euren, wie unserem Interesse," zeterete Farnkoff, den Buckligen gehässig ansahrend. "Wir sind in einer Zwangslage — entweder Mohring oder wir — mag er sich aus der Schlinge ziehen, so gut es geht — den Hals kost's ihm ja nicht!"

Damit kehrte er sich, dem Hausierer den Rücken wendend, seiner Arbeit zu. Schöbler, nur halb zufrieden mit dem Resultat der Beratung, verließ mit dem Wandjakob und Ebeling den Keller. Unterwegs mußte er dem Hausierer wiederholt Schweigen gebieten, weil dieser sich absolut über die von Bentig und Farnkoff verabredete Intrigue nicht zu beruhigen vermochte — Ebeling lachte den Alten deshalb aus und meinte, dem hochmütigen Fräulein Tochter sei es schon recht, sie wisse nicht, wie hoch sie die Nase tragen solle. Der Gastwirt sagte gar nichts dazu, aber in seinem Stübchen in der Bergschänke ging er lange und in tiefem Nachdenken auf und ab.

"Robert," brummte er vor sich hin, "Du hast eine Dummheit gemacht. Für die Aussicht auf ein paar Taler Gewinn hast Du alles geopfert! Deine sichere Existenz, Deine Achtung und Ehre, Glück und Ehre Deines Kindes, Deine Sicherheit und Freiheit — o Du alberner Tor, der Du warst — von einem Farnkoff geperrigt und geknechtet, von Keue gequält, der Tyrann Deiner Tochter — und immer tiefer wird der Abgrund, immer steiler der Weg, immer schwindelnder, graufiger — immer unhaltbarer das Geheim-

nis — wer weiß, Du mußt doch noch als heimatloser Flüchtling elend durch die Welt irren, und warst doch ein wohlhabender angesehener, glücklicher Mann! Jedenfalls sei klug und halte Dich bereit, wenn der morsche Bau zusammenstürzt — sammle Geld an, damit Du im Falle der Not nicht verloren bist! Das soll von heute ab meine vornehmste Sorge sein!"

Georg Friedmann ließ ähnlichen Empfindungen Raum, als er zur selben Zeit durch den Wald und den Berg hinabschritt. Der Fluch der bösen Tat fing an, sich an ihm zu erfüllen — so vertieft war er in seine traurigen Gedanken, daß er diesmal den Schatten nicht gemahrte, der dort, wo die Wiese mit dem Walde zusammentraf, hinter einem Holzstoß auf ihn lauerte, und der sich, als Georg sich näherte, rasch niederwarf und sich verbarg. Erst einige Zeit, nachdem der junge Mann verschwunden war, richtete der Schatten sich auf und folgte dem Vorangegangenen. "Ich muß ausfind-schaften, wo er hingehet," murmelte der Schatten. Er schlug den Weg nach der Bergschänke ein — ob dort nicht einige Personen zum Kafardienspiel zusammentreffen? Wohl möglich — denn welchen Zweck sollte sein Gebahren sonst haben? Und wohin sollte er gehen, wenn nicht nach der Schänke zu. Und vorsichtig schlich er dem Friedmannschen Hause zu.

Der Fluch der bösen Tat.

May Schrötter fuhr, wie er versprochen, am Morgen nach S. Am Nachmittag kehrte er bereits zurück, doch schon in seiner trostlosen Miene las Grete das negative Resultat seiner Bemühungen.

"Ich habe Inspektor Börner alles offenbart," erzählte er. "Leider ist er außer stande, etwas für Deinen armen Vater zu tun. Er tröstete mich nur damit, daß Dein Vater, sofern sich kein weiterer Beweis gegen ihn erbringen lässe, in einigen Tagen wieder aus der Untersuchungshaft entlassen werden müsse."

"Und sein guter Name? Würde dieser damit wieder hergestellt sein?"

May zuckte resigniert die Achseln.

Der Deinen Vater kennt, traut ihm nicht zu, in Verbindung mit Falschmünzern zu stehen."

Das arme Mädchen weinte bitterlich. Der Geliebte hatte nur ermutigende, tröstende Worte für sie — helfen konnte er nicht!

fröhlich die Belegschaft der Königsstraße vollzählig angefahren, so daß nunmehr der Streik beendet ist. Im ganzen wurden wegen dreimaligen unentschuldigter Fehlens beim Schichtwechsel 521 Mann entlassen.

Der Achtstundentag für die Steinarbeiter. Alle, aber auch alle Streiks des Verbandes der Steinarbeiter Deutschlands wurden im letzten Jahre um die Verkürzung der Arbeitszeit geführt. Den zähen Kämpfen ist auch ein schöner Erfolg geworden. Der Achtstundentag ist in Alt-Werltau, Berlin I, Breslau I, Buzlau, Dresden, Hockenu, Leipzig, Löwenberg, Blagow, Meining, Pirna und Räckwiz; der Achteinhalb-Stundentag in Waagen, Bremen, Erfurt, Hamburg, Hannover, Mannheim, und Niesla durchgeführt. Die Erfolge sind um so höher anzuschlagen, als in allen angegebenen Orten die Arbeitszeit im Jahre 1896 noch 9, 9 1/2, 10 oder 11 Stunden betrug, die Löhne aber pro Stunde seitdem um 10, 15 und 20 Pfg. erhöht wurden. Insgesamt haben heute über 8000 Sandsteinarbeiter den Acht- und Achteinhalb-Stundentag. Die kulturelle Bedeutung dieses Erfolges prägt sich am markantesten im schlesischen Sandsteindistrikt darin aus, daß früher bei 11- und 12-stündiger Arbeitszeit der „Suff“ an der Tagesordnung war. Heute ist überall auf den Werkplätzen der Bierkonsum ganz erheblich zurückgegangen. Daß das Bedürfnis nach geistiger Nahrung gezeitigt ist, beweist der Besuch der Gewerkschafts- und Parteiveranstaltungen. Das Abonnement auf Gewerkschafts-, Partei- und technische Zeitungen und das Lesen schöngestalteter Literatur ist bei den Steinarbeitern Schlesiens ständig im Steigen. Das ist der praktische Beweis dafür, daß die Gewerkschaften Kulturaktoren im besten Sinne des Wortes sind.

Die Kohlenbergwerke haben das immer so gemacht! das heißt in geschwinder Weise ihren Berginvaliden die Rente entzogen, und diese skandalöse Handlungsweise der Knappschäftsberufsgenossenschaft angezeigt, wenn es ihnen paßte, mit einem Wort: die Geschichte nicht mehr besonders auffiel. Diese Tatsache wurde nach der „Chemnitzer Volksstimme“ attemmäßig festgestellt in einer Sitzung des Zweikamer Bergschiedsgerichts, die in dieser Hinsicht unerhörte Zustände offenbarte. Der Sachverhalt ist folgender: Beim letzten Bergarbeiterstreik im Jahre 1900 fand sich zu einer Bergarbeiterparlamentung im „Feldschlößchen“ in Döhlau auch der Berginvalid Genosse Goldig-Reinhold als Zuhörer ein. Der Obersteiger vom Wilhelmshacht hatte, um zu erfahren, was alles von seinem Schachte anwesend war, mehrere Spiegel hingehängt, die aber dort sofort entlarvt und hinauskomplimentiert worden sind. Der Zimmerling Koch war es nun, der Goldig dem Bergdirektor Schmidt gegenüber denunziatorischerweise beschuldigte, worauf dieser bei dem Knappschäftsassessor Morgenstern anfragte: Ob sich denn nichts tun lasse, um Goldig die Invalidenrente zu ziehen zu können. Der Bergdirektor und der Knappschäftsassessor wurden bald einig darüber. Ein Arzt, der Goldig arbeitsfähig bezeichnete, fand sich in der Person des Dr. Petrich, jetzt in Zwickau, sehr bald und die Geschichte war gemacht. Goldig war eines Tages seine Rente los, nur, wie Morgenstern ganz gelassen zugab, weil er in der betreffenden Versammlung war, sonst wäre er nicht einmal zur Untersuchung beordert worden. Als der Schiedsgerichtsvorsitzende Bergamtsrat Dr. Birner in Freiberg den Vertreter der Knappschäftsassessor fragte, ob denn das Knappschäftsassessor zulasse, daß die Werkverwaltung ohne jede Anweisung die Invalidenrente entziehen könne, antwortete der Vertreter ebenfalls ganz ungeniert: „Die Werke haben das immer so gemacht; sie setzen uns nachher in Kenntnis. Nur die Döhlauer Werke machen das nicht mehr.“ Und der Zeuge Morgenstern befragt, ob er als Knappschäftsassessor das immer so gemacht habe, erklärte: „Nun ja, das kam öfter vor!“ Daraus geht hervor, daß man mit den Bergarbeitern mit der grenzenlosesten Willkür verfuhr und mit den armen Invaliden geradezu Schindluder spielte. Man gibt sich nicht einmal Mühe, diese traurige Handlungsweise zu beschönigen, sondern gibt auch noch ganz trübsalig zu: „daß man deshalb erst den Knappschäftsassessorfrage, ob er sich zu einem derartigen Ansinnen bereit erkläre, damit man auch sicher sei, daß der arme Teufel, an dem man eine solche Niederträchtigkeit begehen wollte, auch in der gewünschten Weise unterrichtet und begutachtet werde. Selbst der Knappschäftsassessor fand diesen Vorgang ganz „in der Ordnung“, denn entscheidend meinte er: „Der Direktor Schmidt sei vielleicht der Ansicht gewesen, daß wenn Goldig in einer großen Versammlung Reden

halte, er auch arbeiten könne. (Und dabei hat er damals wieder ein Wort gesprochen, noch die betreffenden Spindel irgendwie belästigt!) Dem Vorsitzenden wurde nun doch die Sache etwas zu bunt, denn leise tadelnd bemerkte er: „Die politische Sache (?) im „Feldschlößchen“ kann aber doch nicht mit der Invalidenrenteentziehung in Einklang gebracht werden, es ist dies wohl nicht ganz in Ordnung!“ Das Merkwürdige hierbei ist, daß selbst der staatliche Vertreter die rein wirtschaftliche Seite der Frage mit einer politischen Aktion verwechselte. Als wenn die Herren Gewerkschaftsfragen und politische Vorgänge gar nicht unterscheiden könnten oder gelernt hätten. Das Beste an der Sache ist, daß das Gutachten des willfährigen Knappschäftsarztes, der nur 4-5 Minuten zu seiner „Untersuchung“ gebraucht hatte, durch ein anderes ärztliches Gutachten glänzend widerlegt ist. — Dem Grubenunternehmer ist diese heikle Geschichte fürchtbar unangenehm. Erstens bedeutet sie eine rigorose Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen und beweist ferner wie schmachvoll die Bergarbeiter behandelt werden, wenn sich die Werke diesen oder jenen auf diese nicht mehr ungewöhnliche Weise vom Halse schaffen wollen. Wie geheimnisvoll all das vor sich geht, beweist, daß es erst nach beinahe sieben Jahren durch den damaligen Ohrenzeugen der Unterredung des Knappschäftsassessors mit dem Arzt, dem Häuer Diech, gelang, Licht in diese fortgesetzten Verwaltungsverfälschungen der Grubenproben zu bringen, die eine unheilvolle Blamage nicht nur für die Werksleitungen, sondern auch für die Knappschäftsberufsgenossenschaft bedeutet.

Bildungsmittel für Bergarbeiter. Die Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft hat für Beamte und Arbeiter der ihr gehörigen Zechen „Eisenau“, „Preußen I“, „Scharnhorst“ und „Preußen II“ eine Bibliothek geschaffen. Die Einrichtung ist zu begrüßen, umso mehr weil es im Ruhrbezirk etwas derartiges sonst fast gar nicht gibt — ausgenommen die Werksbibliothek der Firma Krupp in Essen. In den Städten Bochum, Oberhausen, Gelsenkirchen, Reklinghausen usw. sind Volksbibliotheken nicht vorhanden. Der Katalog für die Bibliothek der erwähnten Gesellschaft ist 309 Seiten stark. Auf nicht weniger als 112 Seiten ist die „Schöne Literatur aller Länder und Zeiten“ mit Titeln vertreten. Wir finden Namen wie: Achterling, Angenbrüber, B. Auerbach, die Bachemische Novellenammlung für katholische Kreise (darf allerdings nicht fehlen), Ganghofer, Geyerlein, Bierbaum, Bodensiedel, Bölsche, W. Busch, Otto Ernst, Hopfendörfer, Frommel, Gläus, Grot, Hartleben, Hauptmann, Heyse, dann die beiden Hoffmann und Max Kreyer. Die Marlit darf auch nicht fehlen, Nabe und Reuter, Schlicht und mehrere Schmidts sind mit allen ihren Werken vertreten. Sudermann, Tilmann, Wildenbruch, Wolzogen sind auch da. Die ausländische ist ebenso wie die antike Literatur mit ihren besten Namen vertreten, die Klassiker fehlen selbstverständlich nicht. Stärker noch ist die belehrende Literatur vertreten. Wir finden Erdkunde und Geschichte, Naturwissenschaft, Lebensbeschreibungen, Kunst und Wissenschaft, Sport, Musik, Rechts- und Staatswissenschaften, Religionskunde und Erziehungslehre, Technik, Handel und Gewerbe. Auch eine Reihe Jugendschriften sind vorhanden. Kurzum alle bedeutenden Gelehrten haben sich hier ein Stellchen gegeben. Nur die ausgesprochen sozialistische Literatur fehlt. Von Lassalle ist eine Biographie da; dann sind Wagner, Schmöller, die beiden Webbs, Ziegler, Lili Braun, Adler, Kulemann, Pieper, Sombart und andere mit ihren bedeutenderen Werken vertreten. Schade, daß nicht die unsterbliche K. Marx, Engels, Wobels „Frau“, Lassalles Reden und Schriften vorhanden sind. Da wäre auch die sozialistisch denkende Arbeiterschaft halbwegs auf ihre Rechnung gekommen. Die Gruben haben außer der Bibliothek auch Lesesäle. Benutzung der Bücher und Aufenthalt in den Lesesälen sind unentgeltlich. Eine Kommission, bestehend aus Beamten und Arbeitern, wählt die Bücher aus, die angeschafft werden sollen. Drei Bücher können auf einmal entliehen werden. Überhaupt ist die Bibliothek den Interessenten leicht zugänglich gemacht. Alles in allem kann man die Einrichtung der Harpener Gesellschaft loben. Von den kommunalen und Staatsbehörden ist ein Vorratsschreiben nach der Richtung hin allerdings nicht zu erwarten.

Wöchnerinnen-Unterstützung an uneheliche Kasernenmitglieder ist seither von den Ortskrankenkassen begehrt, vom Vater des unehelichen Kindes aber zurückgefordert worden. Der Vorstand der Forzhaimer Ortskrankenkasse hat nun vor längerer Zeit den Beschluß gefaßt, die an die Mutter eines unehelichen Kindes geleistete Wöchnerinnenunterstützung künftighin vom Vater des Kindes nicht mehr zurückzufordern. Das Bürgermeisteramt hat jedoch diesen Beschluß als formell und materiell unzulässig beanstandet und dem Kassenvorstand aufge-

geben, auch weiterhin diese Erfassungsforderungen geltend zu machen. Hiergegen hat der Kassenvorstand die Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes in Karlsruhe angerufen. Dieser vertrat ebenfalls den Standpunkt, daß diese Erfassungsforderungen Vermögensbestandteile der Kasse seien und daher nicht ohne weiteres und allgemein aufgegeben werden dürften. Der Verwaltungsgerichtshof hat dabei aber doch ausgesprochen, daß der Kassenvorstand berechtigt sei, von Fall zu Fall zu entscheiden, ob die Geltendmachung der Ansprüche erfolgen solle oder nicht. Er kann von einer Geltendmachung absehen, wenn nach gewissenhafter Prüfung anzunehmen ist, daß eine Beitreibung des einzelnen Erfassungsanspruches voraussichtlich erfolglos oder mit unbilligen Härten für die uneheliche Wöchnerin verbunden sein würde.

Wozu brauchen Arbeiter sich zu waschen? „Ein kleines Händchen“ gab Herr Dr. Tenge-Schloß Holte auf der letzten Hauptversammlung des bekannten Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen zum Besten. Es beleuchtet mit erschreckender Deutlichkeit den Tiefstand sozialen Empfindens, der in jenen Kreisen herrscht. Nach den Mitteilungen (Heft 3 u. 4) des Vereins mit dem langen Namen erbat sich der genannte Herr in der Diskussion über den Jahresbericht des Vereins das Wort, und ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Meine Herren! Dem Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen möchte ich ein kleines Händchen erzählen, das sich kürzlich ereignet hat. Ein Gewerbeinspektor stellt an einen Direktor einer großen Aktiengesellschaft das Ansuchen, er sollte jedem Arbeiter alle 8 Tage ein Handtuch und ein Stück Seife verabreichen, das wäre doch nur eine Kleinigkeit und koste nicht viel. Da sagte der Direktor: „Das können Sie doch nicht beurteilen; außerdem sind das unsere Sachen, das kostet doch viel. Wie kommen Sie überhaupt zu dieser Forderung?“ Da sagte der Gewerbeinspektor: „Die Regierung verlangt das, an die hat sich der Deutsche Metallarbeiterverband gewandt und dieses Ansuchen gestellt.“ Ich möchte nun an den verehrlichen Verein die Frage richten, ob die Regierung dazu da ist, die Geschäfte des Deutschen Metallarbeiterverbandes zu besorgen?“ (Weiter!)

Die Antwort des Vorsitzenden auf diese geistvolle Frage lautete: „Ich glaube nicht, daß dies der Fall ist.“ Man denke auch nur, was das für ein unerhörtes Verlangen wäre, jedem Arbeiter wöchentlich ein frisches Handtuch und ein Stück Seife zur Verfügung zu stellen. Wozu braucht ein Arbeiter sich überhaupt zu waschen, er soll froh sein, daß er sich für seinen gnädigen Herrn „Brotgeber“ schmutzig machen darf.

Der dritte braunschweigische Reichstagswahlkreis sahte nach längerer Debatte folgenden Beschluß: „Die Kreisversammlung wolle beschließen, von einer weiteren Reichstagskandidatur des Genossen Calver abzusehen. Das weitere einer fünfgleidrigen Kommission zu überlassen, deren Aufgabe darin bestehen soll, der nächsten Kreisversammlung Vorschläge von Genossen zu unterbreiten, welche geneigt und geeignet sind, die Kandidatur für den dritten braunschweigischen Wahlkreis zu übernehmen. Es dürfen nur solche Genossen in Vorschlag gebracht werden, welche die bindende Erklärung abgeben, daß sie auf dem Boden der Dresdener Resolution stehen.“ — Wie wir aus unserem braunschweiger Parteiblatt ersehen, ist Genosse Calver auf dieser Konferenz nicht anwesend gewesen. Ihm war also die Möglichkeit genommen, sich zu verteidigen. Ein solches Vorgehen verurteilen wir. Man soll jedem Angegriffenen Gelegenheit zur Verteidigung geben.

Der Sozialdemokratische Verein für Magdeburg nahm in seiner Generalversammlung am Mittwoch auf Anregung des Genossen Dr. Müller folgenden Antrag an den Parteitag an:

Die Generalversammlung, überzeugt von der Bedeutung solcher statistischen Aufnahmen über die soziale Zusammensetzung der Reichstagswählererschaft, wie sie in Magdeburg, Leipzig, Offenbach und Augsburg vorgenommen wurden, richtet an den Parteitag das Ersuchen, die Wahlkreise, bei denen die Vorbereitungen hierzu vorhanden sind, aufzufordern, solche Statistiken aufzunehmen. Es ist bei diesen Aufnahmen vor allem im Auge zu behalten, daß sie nach einem einheitlichen Schema zu erfolgen haben, damit sie miteinander verglichen werden können; es ist ferner erforderlich, da sie nicht nur für einen Wahlkreis, sondern für die Gesamtpartei nützliche Erkenntnisse erschließen sollen, daß alle Statistiken veröffentlicht werden. Da der Wert der Aufnahmen um so größer ist, je zahlreicher sie sind, werden die Parteidelegierten ersucht, überall da, wo es sich ermög-

Niedergeschlagen begab er sich nach Hause. Er durfte über der Not der Geliebten seine Pflicht nicht vergessen. Vor allen Dingen dränge es ihn, noch einmal die Bergschätze zu besuchen. Er erstrebte Gewisheit über seine Vermutung betreffs des Zwecks der nächtlichen Ausflüge seines Schwagers; er las deutlich im bleichen Antlitz der Schwester, daß eine schwere Sorge ihr Gemüt belastete, und fühlte den Drang, ihr beizuhelfen.

Ein neuer Gedanke durchzuckte ihn plötzlich, als er, nur noch wenige Schritte vom Hause entfernt, Georg und Marie zum Ausgehen angekleidet sah entgegen kommen.

„Wo wollt Ihr hin?“ erkundigte er sich rasch.

„Nur einen Spaziergang machen“, beschied ihn der junge Schumann. Marie kommt so ickten an die Luft und doch ist es ihr so notwendig.“

„Sehr wahr“, nickte Max.

„Wie ist Deine Mission abgelaufen?“ forschte Marie gespannt.

„Wißt Ihr was,“ entgegnete Max, „da Ihr einmal spazieren gehen wollt, so gehen wir miteinander. Wir sind ohnedies noch nicht zusammen fort gewesen, seitdem ich hier bin, was doch ganz entgegen unserer früheren Gepflogenheit ist. Unterwegs kann ich Euch dann alles erzählen.“

Beide waren es zurücker und ohne erst die Frage zu erörtern, wohin man sich wenden wolle, schlug der Polizeibeamte den Weg nach der Bergschätze ein. Georg und Marie folgten ihm und horten mit Betrübnis seine Mitteilungen. Als alle drei auf dem kleinen Plateau angelangt waren, auf welchem das Stabliement stand, sehtte Max sich dem Eingange zu.

„Wollt Du einsteigen?“ fragte Georg, offenbar nicht angelegentlich überredend.

„Ich habe heute nicht einmal Mittag gegessen, ich möchte einen Bissen genießen.“

her tönten die Klänge einer fröhlichen Musik. Schodler so wohl als Farnstoff eilten, mit vollen und leeren Gläsern beladen, geschäftig zwischen den Gärtinnen hin und her, während Gertrud Kaffee und Speisen aus der Küche brachte und die geleerten Teller und Tassen wieder hinwegräumte.

Schodler bediente die neuen Ankömmlinge selbst, freundlich begrüßte er den Polizeibeamten und reichte auch Georg und Marie mit biederem Lächeln die Hand. Marie fuhr unwillkürlich zusammen, als sie seine Hand in der ihren fühlte — sie wußte ja, welche Rolle dieser Mann im Leben ihres Mannes spielte und was für ein falsches, schuldiges Herz sich hinter dieser glatten Stirn, diesem treuherzigen Lächeln versteckte!

„Wie kann ein Mensch sich so verstellen,“ dachte sie schauernd.

Max dagegen spannte auf jeden Blick, der zwischen dem Wirt und Georg bei der gegenseitigen Begrüßung gewechselt wurde, und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß diese seitens seines Schwagers ziemlich kalt ausfiel. Ja, er las sogar etwas wie zurückgehaltenen Widerwillen in den Augen Georgs, und als der Wirt sich hinwegbegeben hatte, konnte er nicht umhin, in dieser Hinsicht zu sondieren.

„Hast Du etwas mit Schodler gehabt, Georg?“

„Durchaus nicht — warum?“ fragte Georg sich zusammennehmend.

„Er war doch so herzlich gegen Dich und Du behandelst ihn so kalt, fast feindselig. Auch Marie erschien mir so förmlich. Sonst war das doch anders.“

„Das kommt Dir wohl nur so vor“, wick der Schwager ihm aus.

„Doch nicht — es war ganz auffällig.“

„Man ist nicht immer aufgelegt.“

in eure Geheimnisse eindringen. Endlich!“ Dieses „endlich“ bezog sich auf den bestellten Imbiß, der ziemlich lange auf sich hatte warten lassen, und den jetzt Gertrud, die kleine Gruppe freundlich grüßend, vor ihn hinstellte.

„Sie kennen mich wohl gar nicht mehr, Fräulein Schodler!“ fragte Max, das schöne Mädchen mit dem Interesse eines alten Bekannten mustern.

„O doch, Herr Schröder — allerdings habe ich Sie lange nicht gesehen.“

„Und ich Dich auch nicht, Gertrud“, rief Marie. „Du bist seit vielen Wochen nicht mehr bei uns gewesen.“

Gertrud Schodler war zwar verschiedene Jahre jünger als Marie, immerhin waren beide noch zusammen in die Schule gegangen, wenn auch Marie bereits in der ersten Klasse gelessen hatte, als Gertrud noch in der untersten weilt — das genügte jedoch für die einfachen Gebräuche des Städtchens, um eine lebenslängliche Freundschaft und die Anteilhaftigkeit auf das trauliche Du zu begründen.

„Ich bin immer so sehr in Anspruch genommen“, entgegnete die Wirtstochter erörternd.

„Ich fürchtete gar, Du seist krank gewesen, Du siehst so leidend aus.“

„Das selbe ist mit Dir der Fall, Marie.“

„Ich war nicht krank.“

„Ich auch nicht.“

„Das ist nicht die Gesichtsfarbe einer Braut“, sagte Marie lächelnd.

„Ich bin gar keine Braut.“

„O doch — ich hätte es ehesten von Frau Warnstorff. Du würdest Dich in einigen Tagen verloben. Ist es nicht wahr?“

Gertrud ließ verlegen die Augen zu Boden.

„Nun ja, es muß ja doch einmal bekannt werden“, erwiderte sie nach einer Pause kleinlaut.

„Also doch? Und wann findet die Feier statt?“

„Mittwoch über acht Tage, Marie. Eine besondere Feier wird es nicht werden, es soll in aller Stille vor sich gehen.“

„Meine herzlichste Gratulation“, rief Marie, Ihr die Hand entgegenstreckend. „Herr Weißbach ist ein tüchtiger Mensch — ich denke, Du wirst es nicht zu bereuen haben.“

„Aber es ist ja nicht Herr Weißbach.“

Die junge Frau blickte betroffen auf. In den braunen Augen des armen Geschöpfes glänzten Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

den sich knorrig empor, auch eine Giche, dann noch eine, und wenn das Volt, das einst das Moor kannte, wieder in die Nacht des Berges gestunken ist, breitet wieder schweigender Wald sein Geäst, als er ob er von je gewesen wäre, und Delbeträufeln fliegt herbei und lauert, ob es nicht gehe, die Waldpracht wieder zu zerstören . . .

Der Gelegenheitskauf.

Eine Schnurre aus der Berliner Halbwelt von Benno Jacobson.*

Das ganze „Trikot-Theater“, vom Kassierer angefangen bis hinab zum Direktor, hat in den letzten Tagen Tränen gelacht. Worüber? Über den Gelegenheitskauf von Ruscha Muschi.

Fräulein Ruscha Muschi, die zweite Soubrette des Kunst-Instituts für Entblöschung, blüht, obwohl sie erst einundzwanzig Jahre zählt, auf eine Reihe der glänzendsten Chambre-separes-Erfolge zurück. Es ist schmerzhaft, aber es muß gesagt werden, daß sie für Moral nicht viel übrig hatte. Dagegen findet man bei ihr sehr kostbaren Schmuck, den sie ihrer natürlichen Begabung verdankt. Aus diesem Schatz an Brillanten und Geschmeide ragte als die pièce de résistance — obwohl Widerstand nicht gerade die Sache Fräulein Muschis ist — ein kostbares Perlen-Halsband im Werte von einhundert Mark hervor. „Muschchen“, wie die kleine Soubrette in der Halbwelt genannt wird, hatte dieses Kollier von einem jungen polnischen Aristokraten erhalten, der sein ganzes Erbe, darunter auch den Familienschmuck, allmählich an den Mann oder vielmehr an das Weib brachte. Als die fürstliche Besuche zum ersten Mal abends im „Trikot-Theater“ das Halsband trug, erklärten sämtliche Kolleginnen die Perlen für falsch. Muschchen erwiderte nicht ein Wort. Am nächsten Abend aber hob sie, gerade in dem Augenblick, wo sie die Garderobe betrat, die Kiste hoch und zog aus einem ihrer Seidenstrümpfe einen Zettel hervor. Auf diesem Papier befand sich ein gerichtlich vereidigter Taxator, daß „das Perlen-Kollier des Fräulein Ruscha Muschi einen realen Wert von 11000 Mark“ habe. Der Zettel ging von Hand zu Hand und wanderte dann in die Schminke-Schatulle der Lebendame. Ehe Muschchen nach der Vorstellung das Theater verließ, steckte sie die amtliche Bescheinigung wieder in einen ihrer Strümpfe.

Die pikante Soubrette besitzt nicht nur sehr schätzenswerte körperliche Reize, sondern auch Gewisheit und Verstand. eines Tages sagte sie sich:

„Aus diesem Halsband kann ich mit der Zeit ein großes Kapital heraus schlagen, wenn ich daraus einen Gelegenheitskauf mache!“

Im Automobil fuhr sie schnurstracks zu einem Juwelier in der Friedrichstraße. Als sie mit ihm allein in seinem Kontor saß und eine Zigarette aus dem silbernen Etui genommen hatte, das er ihr darbot, sagte sie:

„Verzeih mir, jetzt will ich beide mal zusammen ein Geschäftchen machen. Hier bringe ich Ihnen ein mir gehörendes Perlen-Halsband, das von einem vereidigten Taxator auf einhundert Mark geschätzt worden ist. Sie werden das Kollier in ihrem Schaufenster ausstellen mit einem Karte, das die Aufschrift trägt:

Gelegenheitskauf!!
3000 Mark!!!

„Der Juwelier machte ein sehr verdutztes Gesicht: „Ja, meine Gnädige, ich verstehe aber wirklich nicht, was?“

„Sie werden mich sofort verstehen! Wenn ich morgen oder übermorgen mit einem Herrn in Ihrem Laden erscheine, der das Kollier für mich kaufen will, so verkaufen Sie es ihm für dreitausend Mark, natürlich nur gegen Barzahlung. Die wenigsten Männer haben eine Ahnung von dem wirklichen Wert von Perlen — außerdem, es ist ja ein Gelegenheitskauf! Sollte der betreffende Freier so schäbig sein und handeln, so können Sie ihm schlimmstenfalls hundert Emmen ablassen — aber nicht einen Pfennig mehr!“

Der Juwelier schmunzelte: „Eine glänzende Idee! Aber wo bleibe ich?“ „Sie bekommen bei jedem Verkauf des Halsbandes fünf Prozent der Kaufsumme!“ „Bei jedem Verkauf?“

„Natürlich — acht Tage später gebe ich Ihnen das Halsband zurück und Sie stellen es von neuem aus! Gott, seid Ihr Männer dumm!“

Der Juwelier war zuerst sprachlos, sagte sich aber schnell wieder und gab seiner Bewunderung mit dem Wort „Donnerwetter“ Ausdruck. Als er Fräulein Ruscha Muschi respektvoll bis zur Ladentür geleitete, flüchelte er ihr zu: „Na, sagen wir, sechs Prozent für mich, meine Gnädige!“

Muschchen blühte ihn ernst an: „Es bleibt bei fünf Prozent. Sie offer Brillanten-Schmuck! Ich finde zehn Juwelen-Frisen in Berlin, die es mit drei Prozent machen würden, aber ich gebe Ihnen den Vorgang, weil Sie mir vor Jahren öfter brillante Ohringe auf Lehnempfang gegeben haben. Vertrauen gegen Vertrauen!“

Der Juwelier verneigte sich tief; Muschchen stieg in das Automobil hinein und benutzte davon . . . Eine Viertelstunde später leuchtete das Perlenhalsband der kleinen Soubrette auf einem weißseidenen Polster im Schaufenster. Über dem Polster verflüchtete ein elegantes Kärtchen:

Gelegenheitskauf!!
3000 Mark!!!

Wenn Fräulein Ruscha Muschi vom „Trikot-Theater“ einen neuen Verehrer demütig erhörte, so nannte sie das in ihrem Soubrette-Diplomatenargot „das Ultimatum bewilligen“. Am Tage nach der Ausstellung ihres Halsbandes ging Muschchen mit einem Kresfelder Seidenfabrikanten, dem das „Ultimatum“ noch nicht bewilligt war, durch die Friedrichstraße und blieb plötzlich vor dem Schaufenster des Juweliers stehen:

„Was für wunderbare Perlen — und für dreitausend Mark! Das ist ja halb geschenkt!“

„Dann werde ich die andere Hälfte dazu schenken!“ sagte der Juwelier in einem Anfall von Geist.

Nach zwanzig Minuten verließ Fräulein Muschi glücklich das Geschäft. Der Gelegenheitskauf war perfekt geworden. Noch am demselben Abend wurde dem Kresfelder Fabrikanten das Ultimatum bewilligt. Am anderen Morgen verließ er Berlin. Übrigens hatte er bei dem Juwelier nicht einen Pfennig abgeholt, sondern die drei braunen Scheine

aus dem zur Zeit erschienenen Stützenbuche „Ruud in die Liebe“ (Harmonie-Verlag, Berlin, für 2 Mk. in allen Buchhandlungen erhältlich) haben wir vor einigen Tagen an dieser Stelle eine Sache zum Abdruck gebracht. Daraus hiermit noch eine zweite Erzählung, die zwar an derselben Gesellschaftshalle handelt, aber doch von der vorhergehenden wesentlich verschieden ist, zudem hier eine andere Schicht der Darmstadt in launiger Art gezeichnet ist.

*) Aus dem zur Zeit erschienenen Stützenbuche „Ruud in die Liebe“ (Harmonie-Verlag, Berlin, für 2 Mk. in allen Buchhandlungen erhältlich) haben wir vor einigen Tagen an dieser Stelle eine Sache zum Abdruck gebracht. Daraus hiermit noch eine zweite Erzählung, die zwar an derselben Gesellschaftshalle handelt, aber doch von der vorhergehenden wesentlich verschieden ist, zudem hier eine andere Schicht der Darmstadt in launiger Art gezeichnet ist.

mit größter Seelenruhe aus seiner gewaltigen Briefstasche genommen und auf das Kassenschild gelegt.

Nicht Tage darauf ging Muschchen wieder am dem Geschäft in der Friedrichstraße vorüber und blieb ganz verückt vor dem Schaufenster stehen. Ihr Begleiter war diesmal ein blutjunger Engländer, der zwar knallrote Haare und ungeheure, abliehene Ohren, dafür aber jährlich hundertundzwanzigtausend Mark Zinsen zu verzehren hatte. Der Engländer zögerte, bevor er den Juweliersladen betrat und im Geschäft versuchte er, zweihundert Mark von dem Kaufpreis abzuhandeln; als er aber die geringschichtige Miene des Fräulein Muschi bemerkte, sagte er, „All right“ und bezahlte voll mit einem Scheck auf die Deutsche Bank. Noch am demselben Abend wurde dem Briten das Ultimatum bewilligt. Zwei Tage später begab er sich nach seinem Besitztum in Schottland.

Muschchen, die eine sehr geordnete Buchführung hatte, buchte auf ihrem Gewinn-Konto mit vergnügtem Schmunzeln die Summe von 5700 Mark. Bierzehn Tage waren vergangen. Das Halsband ruhte längst wieder auf dem Seidenpolster im Schaufenster des Juweliers. Da machte die gewisse kleine die Bekanntheit eines jungen Rittergutsbesitzers von außerhalb, dem sie von einem Tag zum andern das Ultimatum in Aussicht stellte. Schließlich trat sie mit dem hübschen, robusten Blondin an einem Nachmittag den Gang durch die Friedrichstraße an und geriet zum dritten Mal in bewunderndes Staunen über den „Gelegenheitskauf“. Der Rittergutsbesitzer, dessen Blut allmählich die richtige Siebehitze erreicht hatte, betrat mit der Trikot-Theater-Nymphe den Laden — und das Geschäft wurde perfekt. Wie es an's Bezahlen ging, bemerkte der Käufer, daß er nur zweitausend Mark bei sich hatte.

„Ich deponiere die zweitausend Mark bei Ihnen“ — sagte er dem Juwelier — „gehe in mein Hotel, hole mir den Rest der Summe und werde den Schmuck dann mitnehmen.“

Natürlich erklärte sich der Juwelier damit einverstanden. Der Rittergutsbesitzer fuhr in einer Droschke Muschchen nach ihrer Wohnung und — die Soubrette bewilligte ihm das Ultimatum. Er verabschiedete sich mit einem Kuß auf den Rücken und den vielversprechenden Worten:

„In einer halben Stunde, Schatz!“

Die halbe Stunde war verstrichen, aber — der junge Rittergutsbesitzer kam noch immer nicht. Etwas beunruhigt telephonierte schließlich die Kleine an den Juwelier und erhielt von ihm den tröstlichen Bescheid:

„Jawohl, der Herr hat den Rest bezahlt und das Halsband mitgenommen!“

Wieder verging eine halbe Stunde. Muschchen wurde immer nervöser. Da klingelte es draußen. Gleich darauf brachte die Kammerjose ihrer Herrin einen prachtvollen Blumenkorb herein.

„Wie jarissim!“ sagte sich Fräulein Ruscha Muschi — „er sendet einen Blumenkorb mit dem Halsband voraus!“

Sie suchte, suchte, fand aber nicht das ihr wohlbekannte Etui, sondern nur einen Brief. Sie öffnete ihn mit zitternden Händen und las:

„Gnädiges Fräulein! Zunächst bitte ich um Entschuldigung, daß ich Ihnen nicht meinen richtigen Namen gesagt und auch ein falsches Hotel angegeben habe. Ich bin nämlich seit fünf Monaten verheiratet — Sie werden also begreifen! In dem Augenblick, wo ich zu Ihnen kommen wollte, um Ihnen das Kollier zu überbringen, erhielt ich von meinem Frauchen einen Brief, der so liebevoll war, daß mich ein Gefühl der Heue besichtig. Ich beschloß deshalb, das Perlenhalsband meiner Frau mitzubringen. Da ich den nächsten Zug benutze, werde ich nicht mehr das Vergnügen haben, Sie zu sehen. Indem ich Sie bitte, diese Blumen entgegenzunehmen, gnädiges Fräulein, danke ich Ihnen herzlich für den schönen Gelegenheitskauf, zu dem Sie mir verholfen haben.“

Ergebenst

Muschchen, einer Ohnmacht nahe, wandte und hielt sich am Tisch fest. Dann entrang sich ihren rötigen Lippen nur ein Wort: „Schweinehund!“

Aus Nah und Fern.

Die Eisenbahn-Katastrophe bei Gnesen.

Die amtliche Meldung über die Katastrophe lautet wie folgt: Der folgenschwere Unfall des D-Zuges 52 Endtkuhnen—Thorn—Berlin in der Nacht vom 6. bis 7. August ereignete sich auf der geraden im Gefälle 1,235 liegenden zweigleisigen Strecke zwischen Tremsehn und Gnesen, etwa 1 Kilometer vor dem Haltepunkt Talsee in einem Einschnitt von etwa 5 Meter Tiefe. Der Zug war 51 Achsen stark und wurde von zwei Lokomotiven befördert. Es entgleiten die beiden Lokomotiven, der Packwagen und vier Personenwagen, darunter drei neue sechsachsige D-Zugwagen, und wurden zum Teil stark beschädigt. Der vierte Wagen schob sich etwa mit der Hälfte seiner Länge in den dritten Wagen hinein, dessen Reisende teils getötet, teils schwer verletzt wurden. Die Zahl der Opfer ist leider sehr erheblich, sie beläuft sich nach den bisherigen Feststellungen auf zehn Getötete, beziehungsweise bald nachher Gestorbene, und drei schwer verletzte Personen. Die Leichtverletzten entzerrten sich größtenteils bald nach dem Unfall, so daß die Zahl, die als nicht erheblich angesehen wird, sich bisher nicht genau feststellen ließ. Die von der Unfallstelle angeforderten Hilfszüge waren bald zur Stelle. Die mit ihnen eingetroffenen Ärzte, unterstützt durch die sofort hilfsbereit zur Unfallstelle geeilten Schwestern des Gnesener Krankenhauses, leisteten den Verletzten den ersten Beistand. Die Aufräumungsarbeiten wurden unverzüglich in Angriff genommen. Unter großen Schwierigkeiten wurden sie soweit gefördert, daß das eine Gleis am Nachmittag des 8. August wieder in Betrieb genommen werden konnte. Die Inbetriebnahme des zweiten wird voraussichtlich am 9. August erfolgen. Das Gleis, auf dem sich der Unfall ereignete, befindet sich zurzeit im Umbau. Mehrere hundert Meter waren im Laufe der letzten Wochen schon erneuert worden. In der Unfall-Nacht sollte eine weitere Strecke von 63 Meter Länge umgebaut und hier die bisherige Kiesbettung durch Kleinschlag sowie der Oberbau durch neue Schienen und Schwellen ersetzt werden. Es handelt sich hierbei um eine infolge der Abnutzung in regelmäßigen Zeitabschnitten wiederkehrende Gleisenerneuerung; eine solche wird auf Strecken, wo der Zugverkehr am Tage hinreichende Pausen für die Ausführung nicht bietet, auch in die Nachtstunden verlegt. Die Arbeitsstellen werden durch Signale gebedet, wodurch die passierenden Züge zu vorsichtiger und langsamer Fahrt veranlaßt werden. Das war auch hier der Fall. Für die Arbeit war die längere Pause hinter dem Zuge D 52 in Aussicht genommen. Zur Erleichterung der Arbeiten während dieser Zugpause wurde indessen vorher und vor dem Eintreffen des verunglückten D-Zuges das Bettungsmaterial zwischen einem Teil der Schwellen aus dem Gleise entfernt. Soweit hierbei gegen technische Regeln und allgemeine Vorsichtsregeln verstoßen wurde und ob die Signale gehörig ausgestellt und beachtet wurden, wird die sofort eingeleitete gerichtliche Untersuchung ergeben. Von dem Minister der

öffentlichen Arbeiten ist eine besondere technische Kommission zur Teilnahme an der Untersuchung entsandt worden.

Schweres Unglück.

Sonntag nachmittag stieß am Steintor in Braunschweig ein Automobil mit einem Wagen der elektrischen Straßenbahn zusammen. Das Automobil stürzte um und begrub die zwei Insassen unter sich, von denen der eine schwer verletzt nach dem Krankenhaus gebracht wurde, während dem andern, dem Maschinenmeister Ebert, der Schädel zerquetscht wurde, sodas der Tod sofort eintrat.

Ein folgenschwerer Automobilunfall

hat sich in der Nähe von Stollberg im Erzgebirge ereignet. Dort stürzte auf der Fahrt nach Dresden beim Nehmen einer Kurve das Automobil eines Dresdener Kaufmannes um. Der 26 Jahre alte Chauffeur Jilgen aus Chemnitz kam unter das Gefährt zu liegen, erlitt schwere innere Verletzungen und starb bald darauf bei einem Arzt in Neukirchen. Von den beiden anderen Insassen ist der Besitzer des Automobils, der Dresdener Kaufmann Scher, verletzt.

Der Fall Gau.

Jehr. von Lindenau wurde Sonntag nachmittag nach Baden-Baden gebracht, um am Tatort zu zeigen, wo und in welcher Entfernung er den tödlichen Schuß auf Frau Molitor beobachtet haben will. Der Zeuge blieb bestimmt bei seinen bisherigen Aussagen. An der Stelle, wo er sich zur Zeit der Abgabe des Schusses befunden, habe er genau alle Vorgänge beobachten können. Der Zeuge wurde auch der Baronin v. Reichenstein gegenübergestellt, doch hat sie, wie erzählt wird, nicht angeben können, ob v. Lindenau der bewußte Mann mit dem grauen Bart war. Nach der Konfrontation äußerte v. Lindenau, er könne sich irren, wenn er sage, Frä. Molitor habe geschossen. Als man ihm eine Treppennische der Villa Naegelke an der Kaiser Wilhelm-Straße zeigte, die schräg hinter der Mordstelle liegt, meinte er, der Mörder könne sich wohl dort verborgen gehalten haben. Vorkünftig bleibt Freiherr von Lindenau in Baden-Baden im Gast, um in den nächsten Tagen noch weiteren Zeugen gegenübergestellt zu werden. Es wird weiter mitgeteilt, daß v. Lindenau jetzt zu der Überzeugung gekommen sei, daß Olga Molitor nicht geschossen hat. — Staatsanwalt Dr. Bleicher erklärte, er wolle, falls es zu einer neuen Verhandlung im Prozeß Gau kommen sollte, was er übrigens für ausgeschlossen halte, noch erdrückendes Beweismaterial zutage fördern; namentlich soll ein bei Frau Gattin vorgefundenes Tagebuch äußerst Belastendes enthalten. Was den Mann mit dem grauen Bart betrifft, so glaubt der Staatsanwalt, daß Gau beim Verlassen des Postgebäudes sich den Bart mit Buder bestäubt habe, um dadurch den Zusammenhang zwischen dem Mann mit dem schwarzen Bart am Telefon und dem Mann mit dem grauen Bart in der Gegend der Mordstelle zu verwischen. Der Verteidiger Hans, Dr. Dieck, erklärte, die Wiedergabe der Unterredung mit dem Berichterstatter des „Berliner Lokalanzeiger“ sei nur teilweise richtig; er habe nicht mehr gesagt, als die Gerichtsverhandlung ergeben habe.

Ein trauriges Hungerleiderdasein

führen nach den Feststellungen der bayerischen Fabrikinspektion (Bericht für 1906) die Handwerker in Oberfranken. Dort sind noch etwa 6000 Handwebstühle, namentlich in den Bezirken von Hof, Münchberg, Naila und Stadt-Steinach im Betrieb. Die Weber beziehen die Garne von Fabrikanten und verarbeiten sie hauptsächlich auf Tücher, Decken, Kleider und Möbelstoffe. Dabei arbeitet die ganze Familie täglich dreizehn bis sechzehn Stunden, von früh morgens bis spät in die Nacht hinein. Die Kinder müssen schon vom 5. und 6. Lebensjahr an vielfach in angestrengtester Weise im Beruf mithelfen. Die Vorschriften des Kinderschutzgesetzes fanden — wie der Beamte selbst konstatiert — „bisher nur wenig Beachtung“. Und was springt bei dieser rastlosen Arbeit einer Familie heraus? Man höre: „Der durchschnittliche Tagesverdienst einschließlich der Mithilfe von Frauen und Kindern kann mit 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. angegeben werden. Bei lohnenden Aufträgen steigt der Verdienst nicht selten bis 15 Mk. u. mehr pro Woche; allein andererseits bringen es namentlich alleinstehende Leute vielfach nicht über 2 Mark bis 4 Mark wöchentlich.“ Wie sich das „Leben“ bei solchen Einkommensverhältnissen gestaltet, erhellt aus folgenden Angaben: Die Wohnungen der Weber sind höchst einfach, fast durchgängig ärmlich, sie gehören nur teilweise den Leuten eigentümlich, die Mietwohnung überwiegt. Der jährliche Mietpreis für Stube, Kammer und ab und zu auch eine kleine Küche beträgt 30 bis 40 Mark. Der Wohnraum ist zugleich Arbeits- und Kochraum. In besonders armen Gegenden teilen sich mitunter zwei Familien in einen einzigen gemeinschaftlichen Raum. So dürftig wie die Wohnung ist auch im allgemeinen die Ernährung des oberfränkischen Hauswebers. Die Hauptnahrung ist die Kartoffel, insbesondere in der Form der landesüblichen Kartoffelflöße. Fällt die Kartoffelernte schlecht aus, so leidet der Weber dadurch große Not. Fleisch kann sich der Weber nur in besseren Verhältnissen ein- bis zweimal die Woche leisten. Der Genuss von Pferde- und Kaninchenfleisch ist sehr verbreitet. Der einzige Lichtblick in dem Bericht ist die Konstatierung, daß die Handwebstühle allmählich außer Betrieb gesetzt werden, so von 1904 auf 1906 allein 200. Die jüngeren Weber suchen lohnendere Beschäftigung in den Textilfabriken oder in sonstigen Industrien.

Im Wahn.

Aus Paris wird berichtet: Ein irrsinnig gewordener Lokomotivführer namens Gatie legte auf seiner Manövriermaschine zwischen Chaumont und Chalons, ohne auf ein Signal zu achten, hundert Kilometer zurück, bis dann ein Weichenwärter in Chalons, um den gefährdeten Zug Nancy-Paris zu retten, die Lokomotive zur Entgleisung brachte. Einem jungen Geizer, der sich auf der Lokomotive befand, gelang es noch rechtzeitig abzupringen. Gestandlicherweise ist auf der ganzen Strecke kein Unglück angerichtet worden.

Schiffsunglück.

Wie die „Frankfurter Zeitung“ aus New York meldet, ist der Dampfer „City of Panama“ zwischen Portland und San Francisco mit dem Dampfer „Alliance“ zusammen gestoßen. Der erstere sank mit den Passagieren und der Ladung. Der Zusammenstoß scheint durch Nebel herbeigeführt zu sein. Nach weiteren Meldungen sind sämtliche Passagiere gerettet worden.

Dynamitexplosionen in Amerika.

Ein Telegramm aus Boulder (Colorado) meldet: Im hiesigen Güterschuppen der Colorado and Southern Railway brach ein Feuer aus, das auf die Pulverniederlage, wo 1000 Pfund Dynamit lagerten, übersprang. Das Dynamit explodierte mit furchtbarem Gewalt. Über 100 Personen wurden verletzt, darunter zwei tödlich. In Boulder sind alle Scheiben zerschmettert. Gleichzeitig wird aus Detroit gemeldet, daß während eines Transports über den Detroitfluß bei Essex (Ontario) eine Wagenladung Dynamit explodierte. Die neue Passagierstation der Michigan Central-Eisenbahn wurde zerstört. Der Vorsteher der Station und mehrere andere Personen wurden getötet, viele verwundet. In Essex sprangen alle Fensterscheiben; die Explosion wurde 15 Meilen weit gehört.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Steiling.
Verleger: E. H. Schwaib. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lubeck.